universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Tirol in Sterzing

Dörrer, Anton

Innsbruck, 1964

Sterzinger Persönlichkeiten in Wien zwischen 1848 und 1918

urn:nbn:at:at-ubi:2-10392

Sterzinger Persönlichkeiten in Wien zwischen 1848 und 1918

Schaut man zurück, in welcher Epoche und Schichte jener Landespersönlichkeitstyp im Einklang mit dem Volks- und Heimatbewußtsein Tirols, welcher landläufig wurde und in der Welt Geltung erlangte, bis ins 20. Jahrhundert hinein bewahrt und sozusagen noch in letzter Stunde gerade von einem Sterzinger nochmals anschaulich herausgestellt wurden, zu reifen und sich als Landesart zu erkennen begann, tritt uns jene, dem ersten bescheidenen, arbeitseifrigen Bürgertum zugetane Zeit des Gebirges um 1400 einigermaßen deutlich in Arbeit, Bau und Brauch, in Lied, Spiel und Tanz des Volkes vor Augen. Damals griff nämlich auch der Bergbaubetrieb in die Volkskultur stark belebend ein, wie seine Spiele am eindringlichsten gerade für Sterzing bekunden. Aber die Welt der Gewerke und Knappen entschied darin keineswegs allein. Der Waren- und Personenverkehr zwischen Deutschland und Italien über den niedrigsten Alpenpaß, den Brenner, bewerkstelligte manch gesteigerten Dienst, ergab etlichen Ausgleich und Brauch unter den Gewerbetreibenden, Handwerkern und Handlangern in der nächsten Stadt Sterzing und festigte die Alteingesessenheit und den Erhaltungstrieb im enggeschlossenen Lebensraum: Paßbecken im Hochgebirge, die psychologische Problematik für ganz Tirol.

Seit den Kreuzzügen waren daher auch fahrende Einzelgeher und Gruppen mehr und mehr im Paß- und Bauernland rege geworden. Als ihr bekanntester neuer Aussager und Wortführer ist der Eisacktaler Kämpe Oswald von Wolkenstein (1377—1445) uns nahe verblieben; denn seine volkstümlichen Lieder und Tonsätze strömten aus dem Gefühl tiefer Zusammenhänge menschlichen und landschaftlichen Ringens; sie waren schon erfüllt von persönlichen Erlebnissen seiner eigenen Umbruchszeit, seiner kräftigen Gebirgswelt und Volksart in Sprache, Bild und Melodie (vgl. „Tiroler Heimatblätter" 1963, S. 22—26).

Damals rückten aber auch schon die steinernen Umrisse, die Gestalt und das Gesicht mancher Ortschaft, die vom Verkehr der Paßstraße näher beansprucht wurde, unbedenklich, schicksalsgemäß und stilbewußt ins Auge dieser neuen Zeit. Im Hochgebirgsstädtchen Sterzing erhielten sie sich infolge späterer Rückschläge des Bergbaues und Verkehrs bis in unsere Gegenwart. Ruhigeres Fortentwickeln größerer südtirolischer Städte durch Jahrhunderte der Neuzeit ist z. B. in Brixen oder Bruneck in den einschlägigen Schlern-Schriften festgestellt worden. Heute faßt wieder gerade Sterzing seinen Besucher durch sein älteres Charakterbild am stärksten und frohbewegt an. Das durch den Paß Gegebene und Verbindende drängt

aber auch seine Besten hervor. Es blieb schließlich in seinen größten Sippen deutlich festgehalten. Diejenigen, welche den Familiennamen Sterzinger tragen, mögen als Beispiel in Zusammenhang mit jener der Hirn in der Folge berücksichtigt werden.

Seit 1600 wurde es zunächst in der schier einzigen und einzigartigen Sterzinger Straße still und stiller. Schließlich umging noch der Bau der Brennerbahn vor hundert Jahren die Stadt in weitem Bogen. Keine höheren Schulen und Ämter, nicht einmal der Sitz seines eigenen Dekans oder eines größeren Klosters zeichneten das fast 1000 Meter hochgelegene Sterzing aus. Seine Höhe schien seinen Niedergang zu entscheiden. Nur die vielen Markttage, welche die kleinen Bauern und Handwerker der hier einmündenden fünf Hochtäler beibehielten, und ihre Schulkinder bevölkerten jeweils für Stunden des Tags die „Alt"- und „Neustadt" in herkömmlicher Volkslebendigkeit. Jene Jugend, die aber weiter drängte, mußte sich in Neustift, Brixen, Bozen oder Innsbruck fortbilden und ihr Durchkommen und ihre Lebensstellungen dazu noch größtenteils außerhalb der Stadt und des Landes zu erringen trachten.

Die ferne, durch die ersten Bahnbauten näher gerückte, altehrwürdige kaiserliche Reichshaupt- und Residenzstadt Wien galt daher, so sehr die Reichspolitik mehr zerklüftete, als das kühnste Ziel und Zentrum solcher Vorwärtsstrebender. Zur Tragik des Donaureiches vermochten diese Volkskräfte freilich noch nicht aus allen Nationen sich zusammenzufinden und eine verbindende geistige Vorherrschaft zu erlangen. Zum Gelingen der Sterzinger Wunschträume waren bei dem Übermaß an Talenten freilich viel Begabung und Geschick, viel Charakter, Eifer und Opfersinn vonnöten. Aus ihrer herben Bergheimat wirkten bedeutsamerweise noch manche Selbstgenügsamkeit, Entschlossenheit und Ausdauer doch länger als bei anderen Landessöhnen nach. Es ging aber auch bei ihnen nicht ohne Verkennung des Möglichen, ohne schwere Enttäuschungen und Verbitterungen des Lebens, ohne Tragödien um die Größe und die Grenzen menschlicher Fortschritte und Erfolge ab. Daher bergen ihre Lebensbilder noch manchen herberen Grundzug ihres Heimatcharakters.

Erlesenere Söhne aus diesem lebensbescheidenen Hochgebirgsstädtchen entfalteten sich schließlich doch im Einzelnen siegreich gerade auf der Metropolebene abendländischer Kultur. Dazu hielten sie dort fest zusammen. Erst in ihrem Kreise war für sie wieder: Heimat = Sterzing. Sie zählten darnach zu den Kernigsten, Anhänglichsten und Bewährtesten im Fach aus Sterzing, aus dem Bergland Tirol. Aus ihrem Wirken klingt der Ruf Sterzings noch heute in Kunst, Wissenschaft und Kultur des ehemaligen österreichischen Kaiserreiches wie ein Aufblitzen grundfesten und volksgediegenen Abendlandes nach.

Wir rücken daher hier unsere Blicke auf etliche dieser Sterzinger Persönlichkeiten wie auf Stämme des Hochgebirgswaldes aus der Epoche der letzten Ära Wiens zwischen 1848 und 1918. Solche in Neustift, Brixen, Bozen oder Innsbruck lägen zwar näher und ergänzten das landeseigene Bild, was das kleine Sterzing innerhalb der weiß-roten Grenzpfähle ehedem zuwege brachte. Wie oft wurde es allein schon als

ein Höhenkurort, nämlich als Ausgleichs- und Tagungsort für tirolische Entscheidungen gewählt, nicht erst von 1809 bis 1918. Wir richten daher auch deshalb mit Bedacht unsere Blicke gerade nach der österreichischen Kapitale und auf deren letzte große, historisch geschlossene und abgeschlossene Vergangenheit, der Stadt Sterzing und des Landesteils Südtirol wegen, weil darnach ganz andere, schier naturwidrige Verhältnisse und Grenzen diesen aufgedrängt wurden und diese seither nach noch stärkerer Selbstbesinnung und Selbstbestimmung gerade der Sterzinger riefen, um vor allem wieder von Grund aus, auf selbstkultivierten Gebirgsboden, mit ererbten Kräften und wirtschaftlichen Errungenschaften neuerdings einen gebührenden Aufstieg zu erarbeiten und, getreu der Paßstellung, auch im Vollbetrieb heutiger Technik, des gesteigerten Fremdenverkehrs und Sports für die neuen, größeren Gemeinschaften und Paßverbindungen auszugestalten, das überkommene Gut zu wahren, zu vervollkommnen und vorwärts zu führen, die Erfordernisse der eigenen, neuen Zeit jedoch auch zu erkennen und abzuwägen, ohne sich selbst und sein Dasein aufzugeben oder dauernden Schaden zu nehmen. Damit mag dieser Rückblick, an seltenen Leistungen einzelner sich aufrichtend, endlich doch auch einen sachlichen Weiterblick in Sterzings stark vorwärts getriebene Gegenwartsmöglichkeiten und Zukunftsaufgaben gewähren und begünstigen.

Der Tenor eines Biedermeierbildes und der Tagebücher des Sterzingers Karl Domanig (1851—1913) regten noch zu seinen Lebzeiten dazu an. Der Plan eines gemeinhin orientierenden Sterzinger Stadtbuches kam ja schon vor Jahrzehnten zur Sprache, erst recht angesichts jenes bedrohlichen Wandels in den Tiroler Lebensumständen unserer zwanziger und dreißiger Jahre, die zu einschneidenden Neuausrichtungen drängten[1], bis H. Hörtnagl mit seinem „Ynnsprugg" (1932), K. Th. Hoeniger mit seinem „Altbozner Bürgerbuch" (1933) und H. Mang mit seinem

[1] Die ersten ortskundlichen Werke brachten nach dem ersten Weltkrieg Paul Tschurtschenthaler über Bruneck (1928) und Bruno Pokorny über Merans Werdejahre 1870 bis 1900 (1929) heraus. Seit den fünfziger Jahren setzten die „Schlern-Schriften" unter Leitung Raimund v. Klebelsbergs mit einer stattlichen Reihe von ortskundlichen Bänden (Bruneck, Imst, Wattens usw.) ein; außerdem enthalten etliche ihrer Sammelbände Einzelstudien von grundlegender Bedeutung. Für das Sterzinger Bevölkerungsbild stellen die namenkundlichen Ergebnisse aus dem Eisacktal, vorwiegend von Engelbert Auckenthaler und Ignaz Mader erarbeitet, wertvolle Voraussetzungen. Eine Sterzinger Bibliographie brachte Konrad Fischnaler im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum und archivalische Sterzinger Auszüge im Innsbrucker Stadtarchiv zustande. Die „Schlern-Schriften" Nr. 12 und 30 sind ihm gewidmet und unterstützen Fischnalers Heimatforschungen. Die bisherigen Jahrgänge der Südtiroler Monatsschrift „Der Schlern" (seit 1920 in Bozen erscheinend) entbehren eines erschöpfenden Gesamtregisters und viele Bände der „Schlern-Schriften" eigener Orts-, Personen- und Sachweiser, die einer noch gründlicheren und dauernderen Auswertung ihrer Beiträge weithin förderlich sein könnten, ja, mangels einer fortlaufenden Tiroler Bibliographie für das Kulturwirken und die Kulturgeltung geradezu notwendig wären. Hier können anregend nur die nächsten einschlägigen in Anmerkungen angeführt und im übrigen auf die Literaturangaben am Schlusse meiner Kapitel und auf die neuesten Kataloge des Universitätsverlags Wagner in Innsbruck, der Verlagsanstalten Tyrolia und Athesia in Nord-, Ost- und Südtirol und der übrigen rührigen Verleger des Landes verwiesen werden. Manches erschien außer Landes.

„Brixner Heimatbuch" (1937) die auch ihnen aufgedrängten Zeitnotwendigkeiten in rückblickende Lebensbücher für ihre Mitbürger umsetzten, d. h. den grundlegenden gesamttirolischen Heimatbüchern von Beda Weber und J. J. Staffler aus dem Vormärz, einer damals neuen Zeit anstrengender Weiteraufrichtung des Volkes dank der ureigenen Kräfte, nach dem großen Umbruch von 1918 zeit- und ortsgemäß unternahmen. Das Sterzinger Stadtbuch kam Ende der dreißiger Jahre nicht mehr in den Druck, obgleich schon mancher Beitrag hiezu geleistet, der jetzt im vorliegenden Buche verwertet ist, und die zweite Festschrift für K. Fischnaler als 30. Schlern-Schrift 1935 erschienen war.

Um 1909 dürfte zum erstenmal angesichts der auftretenden Nachfragen und den Notwendigkeiten von K. Fischnalers Stadtführer her, der noch 1959 durch Elisabeth Langer-Kofler und Eduard Baron Sternbach neu aufgelegt wurde, ein solcher Gedanke für Sterzing aufgetaucht sein. Damals brachte der Sterzinger J. Hirn seinen monumentalen Band über die Erhebung Tirols von 1809, die doch in Sterzing zuerst beschlossen und ausgebrochen war, zweimal heraus. Damals klangen die Namen Anton und Friedrich Mitterwurzer noch stark im Ohr der europäischen Kunstwelt. Und damals wurde der Sterzinger K. Domanig als der „Erztiroler" in Wiener Bildungskreisen geehrt, bevor noch Land und Reich aufgeteilt wurden, die schon wenige Jahre hernach als schwere Einbußen europäischer und abendländischer „Integration" beklagt wurden. Daher sei mit K. Domanigs Erinnerungen an das Mitterwurzer-Haus von Sterzing begonnen, die er 1897, rasch nach dem tragischen Tode des Burgschauspielers Fr. Mitterwurzer veröffentlicht hatte.

1. Von Anton Mitterwurzers Mutter und Friedrich Mitterwurzers Großmutter

Von Karl Domanig (bis S. 59)

Zu meinen frühesten Jugenderinnerungen, die ziemlich weit in die fünfziger Jahre zurückreichen, gehören die alte Frau „Mitterwurzerin" und ihre Tochter, das „Mitterwurzer Urschele". Jene hochbetagte, fromme und geistvolle Frau erfreute sich in meiner Vaterstadt Sterzing großer Beliebtheit und allgemeinen Ansehens. Man wußte, daß sie einst böse Tage gesehen hatte und ihre Kinder in arger Armut auferzog. Aber nachdem ihr Sohn Anton ein berühmter Sänger geworden und am Hoftheater in Dresden angestellt war, ja, wie man erzählte, sogar die besondere Gunst des Königs genoß, seither hatte die alte Frau keinen Mangel mehr zu leiden. Ihr Sohn unterstützte sie reichlich. Sie wohnte im zweiten Stockwerk eines jener ansehnlich altpatrizischen Häuser in Sterzing, von dem sie durch das Erkerfenster die Sicht auf die altertümliche „Neustadt" und den „Zwölferturm" genoß und sich an den immerhin noch lebhaften Getriebe der großen Fuhrwerke, welche den Handel über den Brenner vermittelten, und an dem Tollen der Schuljugend satt sehen konnte.

Zu mir hatte die gute Frau eine große Vorliebe gefaßt. Selten ging sie mehr aus. Sie ließ mich immer zu sich bitten. Ich war damals (5- bis 8jährig) „ihr Karele", ihr erklärter Liebling. Noch sehe ich mich in ihrem großen, reinlichen Zimmer, das von Reseden duftete, wie sie bemüht war, die schönsten Äpfel aus ihrem Vorrat auszusuchen. Sie erzählte viel von ihren Söhnen, von einem, der Schullehrer geworden ist, von einem anderen, der als Geistlicher früh gestorben, aber besonders von ihrem Anton. War das für die alte Frau ein Ereignis, an dessen Erinnerung sie jahrelang zehrte, als sie an einem Sonntag (16. Mai 1856) dem Gottesdienst draußen in der großen Sterzinger Pfarrkirche beiwohnte und auf einmal aus allen Stimmen des Chores heraus den herrlichen Bariton ihres Sohnes erkannte! Unvermutet war er nach Sterzing gekommen; er hatte sein Mütterchen überraschen wollen.

Ebenso frisch ist mir die Tochter in Erinnerung, eine damals vierzigjährige Ledige, die in ihrer kräftigen und behäbigen Erscheinung, mit dem etwas aufgedunsenen, munteren Gesicht und ihrem stets zu einem lebhaften Witz geneigten Humor nichts Altjungferliches an sich hatte. Wohin sie kam, war die „Jungfrau Ursula" gerne gesehen, ihr Rat und ihre Beihilfe, auch zu diesem und jenem gemeinnützigen Werke, gerne gesucht. In einige der besten Familien ging sie — man rechnete ihr das als besondere Gefälligkeit an — als Büglerin. Wenn dann „große Wäsche" war, kam sie durch drei Tage in unser Haus. Wir Kinder hatten uns darauf schon wochenlang gefreut. Sie liebte die Kinder und wußte immer Geschichten zu erzählen, Schnurren aller Art.

Eines Tages (Juli 1857) gerieten Mutter und Tochter durch einen Brief aus Dresden in nicht geringe Aufregung. Der „Herr Sohn" hatte ihnen berichtet, daß in den nächsten Tagen der König Johann von Sachsen auf seiner Reise nach Italien Sterzing passieren und daselbst übernachten werde, und daß er den Wunsch ausgesprochen habe, bei dieser Gelegenheit die Mutter des Hofopernsängers Mitterwurzer persönlich kennen zu lernen. Gleichzeitig hatte auch schon der Postmeister in Sterzing den Auftrag des sächsischen Reisemarschalls erhalten, für den so und so vielten ... Appartements für den König in Bereitschaft zu setzen. Nun kam der Vetter Postmeister zu meinen Eltern, um sich — wie das bei solchen Anlässen öfter der Fall war — ein hübsches, mit einem Glasbilde versehenes Nachtlicht auszuborgen, das er auf das Kästchen neben dem Bett des Königs stellen wollte. Und eine halbe Stunde später kam nach dem Postmeister die Jungfrau Ursula mit einem ähnlichen Anliegen, das den Kopfschmuck ihrer Mutter betraf: Diese benötigte — so hatte der Sohn ihr vorgeschrieben — ein hübsches Häubchen und wußte sich nun in der Eile und bei dem Umstande, daß Sterzing damals noch keine Marchande des Modes besaß, nicht anders zu helfen, als daß sie ein Sonntagshäubchen von der Mutter ausborgte. „Ja, dann müssen Sie uns aber auch erzählen", hieß es, „wie die Audienz ausgefallen ist."

Ob es da viel zu erzählen gab? Die alte Frau selber bemühte sich zu uns: „Grad nur den Postmeister hätten Sie sehen sollen, wie der sich eine Nase geholt hat!" — Der gute Mann hatte ja gar nicht gewußt, daß Frau Mitterwurzer zur Audienz

befohlen war. Wie er nun im Vorzimmer stand und da auf einmal, festlich gekleidet, Frau Mitterwurzer und Tochter daherkamen, fuhr sie das Männchen voll grimmigen Eifers an: Was sie denn hier zu suchen hätten, und daß sie doch keinen Begriff zu haben scheinen, wie man mit eines Königs Majestät verkehre. Er muß sich stark ereifert haben; denn die Tür ging auf und heraus trat des Königs Hofmarschall. Der aber sagte: „O, Sie sind gewiß die Frau Mitterwurzer! Nun kommen Sie nur, Seine Majestät erwartet Sie bereits!" — —

„Da hätten Sie jetzt das Postmeisterle sehen sollen, völlig versinken hätt' er mögen vor lauter, daß er sich g'schämt hat! Er hat's nachher wohl abgebeten, daß er sich im Augenblick nicht erinnert hat an den Herrn Anton... Aber einen so anzufahren!"

Und wie es denn nun weiter bei der Audienz zugegangen sei? — „Ja, der Herr König war halt die Lieb' und Güte selber." Alles haarklein hätten sie erzählen müssen von ihren Lebensumständen, und er sagte dann wieder, wie er den Herrn Sohn hoch schätze und — denke man sich! — kürzlich hat er sogar seinen Sohn aus der Taufe gehoben.

Das war in Wirklichkeit so! König Johann hat bei dem Sohne Antons, bei Friedrich Mitterwurzer, die Patenstelle übernommen. —

Die schönen und ruhigen Tage, welche der Großmutter in ihrem Greisenalter beschieden waren, sollten anfangs der sechziger Jahre ein grausames Ende nehmen. Weinend brachte Ursula eines Tages die Nachricht: „Die Mutter ist erkrankt! Entsetzlich, sie ist wieder irrsinnig geworden!" Sie war es wieder geworden, nachdem reichlich ein halbes Jahrhundert verstrichen war, seit sie es das erstemal gewesen und seit sie glücklich geheilt worden war.

In jenem ersten Falle ist die arme Frau durch Not und Sorgen und Schrecknisse des Krieges dem Wahnsinn anheimgefallen. Sie entstammte einer begabten Familie. Ihr Vater Gänsbacher war Chorregent und Schullehrer in Sterzing. Ihr Bruder war jener Johann B. Gänsbacher, der sich schon als Student im Kriege von 1796/97 rühmlich hervortat, dann Kapellmeister zu St. Stephan in Wien und ein bedeutender Kompositeur wurde. Aber ihre Ehe war keine glückliche. Der Mann war Kanzlist oder etwas Ähnliches, das Einkommen äußerst knapp. Not und Entbehrung standen, so lange dieser Ernährer lebte, an der Tagesordnung. Als die Eltern einst die Nachricht erhielten von der schweren Erkrankung ihres geistlichen Sohnes, der weit drüben im Pustertal die Seelsorge versah, da hatten sie das Geld nicht, um dahin zu fahren. Sie machten den langen Weg zu Fuß und fanden, als sie endlich anlangten, den Sohn bereits verschieden. So war es, nachdem sie wohl dreißig Jahre miteinander gehaust hatten. Und nicht besser hatte es in den ersten Jahren um ihre Ehe gestanden, damals, als die Kriegsereignisse hereinbrachen, von denen gerade Sterzing überaus hart betroffen wurde. Im Jahre 1809 hatte die arme Frau Mitterwurzer drei Tage nach einer Entbindung mit den Ihrigen flüchten müssen. Die Flucht ging über Elzenbaum, hoch hinauf auf eine Alpe. Und hier geschah es, daß der Irrsinn über sie hereinbrach. Die wiederkehrende Ruhe und liebevolle Behandlung heilten sie.

Niemand zu meinen Zeiten konnte sich die mildgesinnte, heitere Greisin mehr anders denken, als sie war. Und nun aber, da sie wohl schon 80 Jahre zählte, brach dieselbe Krankheit nochmals über sie herein. Sie litt nicht eben lang. Aufs sorglichste betreut, allgemein bemitleidet, starb sie in den Armen ihrer Tochter.

Aber nicht genug des Unglücks! Kaum war die über alles geliebte Mutter begraben, als auch Ursula von Trübsinn bedroht erschien. Ein frommes, ein so starkmütiges Weib, freilich jetzt durch die Aufregungen und Nachtwachen angegriffen, hielt sie sich plötzlich vorbestimmt zu ewiger Verdammnis. Nur vorübergehend nahm sie geistlichen Zuspruch an. Gewöhnlich war jeder Trost vergeblich. Noch heute sehe ich sie auf dem Kanapee neben meiner Mutter, die ihr zuredete, sie zu zerstreuen, zu ermuntern suchte. In leidenschaftsleerem Ton, nur mit unendlich traurigem Blick erklärte sich die Kranke für verloren — verloren in alle Ewigkeit.

Der besorgte Bruder ließ sie zu sich nach Dresden kommen. Aber schon die Reise dahin war aufregend, gefährlich sogar für die Begleitung. Und in Dresden verschlimmerte sich der Zustand dergestalt, daß sie in die Tiroler Landesirrenanstalt nach Hall gebracht werden mußte, wo sie tobsüchtig wurde und erst nach mehreren Jahren im Tode Erlösung fand. Und dasselbe traurige Ende war später ihrem berühmten Bruder Anton beschieden. Anton Mitterwurzer starb in der Irrenanstalt Döbling bei Wien.

Ich wollte diese Erinnerung der Öffentlichkeit übergeben, weil sie geeignet erscheint, einiges Licht auf das Wesen des „geheimnisvollen" Friedrich Mitterwurzer zu werfen. Enkel, sagt man, gleichen zumeist den Großeltern. Darf es Wunder nehmen, daß der große Tragöde zuweilen „Anwandlungen von dieser Melancholie, von der Misanthropie, ja, von Verzweiflung" hatte? Die Bilder seiner Großmutter, seiner Tante, seines Vaters hingen in seinem Arbeitszimmer...

Ein anderes Erbe scheint dem genialen Manne noch von seiner Großmutter, wenn auch vielleicht nicht ungeschmälert, verblieben zu sein. Ich meine nicht seine künstlerische Begabung, die er selbst von seiner Mutter, der Hofschauspielerin Anna Herold aus Basel, geerbt haben will, die aber allerdings durch ihre Richtung auf das Gewaltige, Schreckhafte, Erschütternde eher an die Großmutter erinnern könnte. Ich meine vielmehr seine „stark personifizierte kirchliche Frömmigkeit".

Gewiß, Friedrich Mitterwurzer konnte seine tirolische Herkunft nicht verleugnen. Auch das Städtchen am Eisack, noch eher vielleicht als seine Geburtsstadt an der Elbe, darf sich des Mannes rühmen, den man heute mit seltener Übereinstimmung als einen der größten Tragöden der Gegenwart, als Deutschlands Garrick und Coquelin bezeichnet.

2. Hofopernsänger Anton Mitterwurzer (1818 bis 1876)

Die Mitterwurzer waren ein altes, seit 1596 auch in den Matriken verbuchtes Pustertaler Bauerngeschlecht in Außervillgraten. Dort besteht noch ihr symbolischer Hausname Mitterwurzer, abzuleiten vom Ausgraben der Wurzelstöcke,

vom Roden eines Waldteiles. Aus der seit 1711 feststellbaren Niederdorfer Linie wurde Joh. Seb. Mitterwurzer als Landesverteidiger 1809 von den Franzosen gefangen gesetzt und nach Elba zwangsverschickt. Aus der älteren Mühlbacher Linie rückten etliche Mitterwurzer zunächst als Faß- und Kirchenmaler des 18. Jahrhunderts in die Kulturgeschichte des Landes ein, vor allem Joh. Jos. Mitterwurzer (gest. 1795) und seine Söhne Johann und Martin. Verschiedene Wand- und Deckengemälde und Tafelbilder des Pustertales und der Brixner Gegend sprechen noch von ihrer Kunst (vgl. z. B. das Neustifter Altarblatt der hl. Anna).

Ein Sohn Josef Jakob des Brixner Joh. Nep. Mitterwurzer begründete die Sterzinger Linie. Er war in den kriegsreichen Zeiten Marschdeputierter und, selbst ein begabter Geigenspieler, seit 1809 mit Magdalena Gänsbacher, der Schwester des schon genannten Tondichters und Freiheitskämpfers, vermählt. Sie hausten in der engen, sonnenarmen Schwalbenegg-Gasse, die im Mittelalter aber noch dank ihres Ausblickes als Paradeisgasse gerühmt worden war (abgebildet im „Schlern" IV, 1923, Bild 2 u. 3, u. XI, 1930, S. 487). Sie wurde auch die Heimstätte der Sterzinger Krippenschnitzerfamilie Probst. Gleich nach der Geburt ihres ersten Sohnes Kajetan Peter im Kampfherbst 1809 mußten die Mitterwurzer-Eltern flüchten. Dieser Sohn war es, der als Seelsorger im Pustertal schwer erkrankte und den sie auf ihrer Fußreise zu ihm nur mehr als Leiche antrafen.

Onkel Gänsbacher nahm 1825 zu St. Stephan in Wien die Erziehung und Bildung des am 12. März 1818 in Sterzing geborenen Anton Georg Mitterwurzer auf sich, kleidete das Tiroler Bübl vor allem neu ein, gab es in die deutsche Schule, unterrichtete es durch zwölf Jahre in Gesang und nahm es unter die Sängerknaben des Wiener Domchors auf. Daneben brachte sich der junge Mitterwurzer in Geigen- und Klavierspiel und Generalbaß derart vorwärts, daß er, sechzehnjährig, schon als Lehrer des Innsbrucker Musikvereins angestellt wurde. Die dortige Theaterleitung zog den Bariton der Oper „Der Falschmünzer" 1836 sogleich an sich. Mitterwurzer hatte aber noch zu viel Unruhe in sich, schloß sich daher nach zwei Jahren einer fahrenden Truppe an, wurde aber 1839 in der Rolle des Jägers Konradin von Kreutzers „Nachtlager" wieder gleichsam vom Blatt weg der Dresdener königlichen Hofoper verpflichtet. Hier konnte er ausreifen und sich nun 32 Jahre auswirken. Die erfolgreichsten Rollen boten ihm Gluck, Mozart, Marschner und Richard Wagner. Sein trefflich geschulter Bariton und sein sympathisches Auftreten verschafften dem Waldrodersenkel wie am Königshofe, so auch auswärts viele begeisterte Bewunderer.

Im Jahre 1841 vermählte sich A. Mitterwurzer mit der gerühmten Schauspielerin Anna Herold aus Basel, Schülerin Ludwig Tiecks, und erhielt am 16. Oktober 1844 von ihr den einen Sohn Friedrich, den späteren Burgschauspieler. Durch die neuen Verhältnisse in Dresden und von dort aus auf vielen Gastreisen wurde er nun der erste Darsteller und würdige Verkörperer Wagnerischer reifmännlicher Heldengestalten wie des Telramund, Wolfram und Hans Sachs, mit jenem romantisch-phantastischen Zug, von dem er etwas auch seinem Sohne vererbte.

Bild 5: Hofopernsänger Anton Mitterwurzer (1818—1876)
nach einem Gemälde von J. Mader im Tiroler Landesmuseum
Ferdinandeum

Bild 6: Burgschauspieler Friedrich Mitterwurzer (1844—1897), nach einer Fotografie gezeichnet von J. Weixelgärtner

Er wurde daher gerade 1963 wieder in der Wagner-Literatur hervorgehoben[2]. Seinen Lebensabend verbrachte er mit den Seinen auf seinem Landsitz in Döbling bei Wien. Dort verlor er 1875 seine Gattin. Die in Wahnsinn ausartende Schwermut erzwang seine Einbringung in die Irrenanstalt. Dort starb er am 2. April 1876.

A. Mitterwurzer hatte selbst in seinen erfolgreichsten Jahren seine Tiroler Heimat aufgesucht, gleichsam, um wieder einmal echte Bergluft einzuatmen, und war hier, auch außerhalb Sterzing, wiederholt als Sänger aufgetreten, stürmisch begrüßt, gefeiert und porträtiert, so schon 1837, dann 1860 wieder in Innsbruck. Joh. Mader schuf im ersteren Jahre das Jugendbild, das im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum hängt.

3. Burgschauspieler Friedrich Mitterwurzer (1844 bis 1897)

Unter den drei Generationen der Mitterwurzer war dem Enkel die kürzeste Lebensdauer und der stärkste Lebensruhm beschieden. In ihm wirkte sich aber aus den unauslöschbaren, wenngleich im Allgemeinbewußtsein schon fernen Spieltraditionen Sterzings noch der kühnste künstlerische Aufstieg und Erfolg als Seitenstück zu Vigil Rabers Spätentdeckung aus, ohne daß der Familienschreck des Wahnsinns dieses Genies wie seiner Vorfahren jemals ganz Herr geworden wäre. Es steht uns nicht zu, hier nachzuspüren, inwieweit gerade das sinnfällige religiöse Familienerbe Friedrich Mitterwurzer inmitten des „brüchigsten" Künstlertums auch schirmte und stützte. Das Schicksalhafte im menschlichen Ringen, das im Hochgebirge oft arg an den Einzelnen herantritt, war jedenfalls das schwierigste Problem, das ihm auch als Schauspieler immer vor Augen blieb und das er tragisch und trutzig, mit Humor und Ironie, überwältigend wie kein anderer in der Wiener Burg, zu gestalten und zu meistern vermochte. Hat man den Grödener und Kastelruther Sänger und Kämpfer Oswald von Wolkenstein den ersten modernen Menschen des Mittelalters genannt, so trifft dieselbe Charakterisierung bei Fr. Mitterwurzer als Burgschauspieler zu, weil er das freiere, lebenstreue Prinzip der urwüchsigsten Erlebniswelt streng gewahrt und seinem Nachfolger Josef Kainz, dem Verkörperer Karl Schönherrscher Meistertypen, vererbt hat.

Eine stattliche Figur, in allen Teilen biegsam und schmiegsam, schon in der Kopfhaltung bis zum Unheimlichen lebendig und eindrucksvoll, ein anziehendes Gesicht mit überraschend sinnvollen Augen, wird uns Fr. Mitterwurzer von seinen Zeitgenossen gekennzeichnet; denn er war vor allem souveräner Gestalter, weit eher wie Sprechkünstler, und betrachtete sich selbst insoferne mehr seiner Mutter, der vielseitigen Schauspielerin, denn als dem stimmreichen Vater verpflichtet. Worte schienen in seinem Spiel oft gar nicht mehr vonnöten, nicht mehr am Platze zu sein.

---

[2] Über den neueren Richard-Wagner-Sänger tirolischer Herkunft, Adolf Wallnöfer, vgl. „Der Schlern" 1931, S. 125. Hier sei noch an den Domkapellmeister Jul. Cornet aus Innichen zu St. Stephan (Wien) und den Kammersänger Georg Maikl aus dem Zillertal in Wien, dabei an die Zillertaler „Nationalsängergesellschaften" des 19. Jahrhunderts erinnert.

Der Kopf mit dem breiten Knochenbau und mit der machtvollen Stirn entschied seine Beweglichkeit über alle Maße. Aus den Augen zuckten Blitze. Seine Stimme war vor allem in den Tiefenlagen mächtig, gerne abspringend, kurz angebunden und bebend, indes Gesicht und Hände zitterten, fern dem Sentimentalen, das er möglichst mied. Er stieg in die tiefsten Gründe und Abgründe des brüchigen Menschen seiner neuen Zeit, dem modernen Individualismus zugekehrt, der sich selbst über eine Einzelstelle, über seine Rolle erhob und aufs ganze Werk ausging.

Im Busen und auf der Bühne rang sich Mitterwurzer von diesem Willens- zum Demutsmenschen, von der kämpferischen Persönlichkeit zur verstehenden, verzeihenden und verzichtenden, sozusagen von der Renaissance wieder zum Gottesdienst durch, als den noch Vigil Raber sein scheinbar primitives kirchliches und weltliches Spielleben aufgefaßt und in verschiedene Orte des damaligen Tirol siegreich getragen hatte. Es ist ein seltsames Wiederauftreten gerade im Hochgebirgs- und Mysterienspielstädtchen, das sich weit eher im Naturhaften Mitterwurzers geltend gemacht haben mag.

Wie seine Eltern war Friedrich früh auf die Bühne gesprungen. Bereits mit 17 Jahren betrat er als Liebhaber und Naturbursche die Bretter, die seine weitest gespannte Welt bedeuten sollten. Zwei Jahre darauf schloß er sich einer schlesischen Truppe an und gehörte von 1866 bis 1869 dem Grazer, zwei weitere Jahre dem Leipziger Stadttheater an, in Lustspiel, Operette und ernstem Drama seine seltene Begabung und proteische Natur offenbarend. Durch Vermittlung seines Vaters wurde er von Mitte 1871 bis Ende 1874 zum erstenmal Mitglied des Burgtheaters in Wien, spielte Hamlet, Petrucchio und ein Rührstück Ifflands und erzielte oft noch recht zwiespältige Eindrücke auf einem — Welttheater. Sein Gönner, Direktor H. Laube, bestärkte ihn, er könne „nur brüchige Charaktere" darstellen. Mit Laube zog er wieder nach Leipzig, zusammen mit seiner blutjungen Frau, der Naiven Wilhelmine geb. Rennert aus Freiburg im Breisgau, spielte verschiedenenorts in Deutschland, Rußland und Nordamerika und kehrte als „Ahasver der deutschen Bühnen" zu seiner Frau im September 1875 bis Mitte 1880 unter Dingelstedt ins Wiener Burgtheater zurück. Angelangt am Gipfel seiner Genialität und seines Ruhms, blieb er ihm von 1894 bis zu seinem Tod ergeben. Mit Mephisto und Wallenstein eröffnete er diese dritte, entscheidende Wirkenszeit. Mit Schillers Franz Moor und König Philipp und mit Erzherzog Ferdinand aus Grillparzers „Bruderzwist im Hause Habsburg", König Bernik aus Ibsens „Stützen der Gesellschaft" und Alfred Allmers aus „Klein Eyolf" und Hjalmar aus der „Wildente", kurz Sudermanns neuen Gestalten, bekräftigte er seine großen Erfolge. Mitterwurzer schrieb selbst etliche Komiken aus seiner Theateratmosphäre heraus, so „Strohfeuer", „Ein Hausmittel" und „Der liebe Cousin", die seiner Zeit den deutschen Bühnen dienten.

Äußerlich schien das höchste Glück sich in seinem Leben, Beruf und Schaffen festgesetzt zu haben. Jedoch zogen mehr und mehr geheimnisvolle Wolken vor diese Sonne. Er lebte zusammen mit seiner „Malvine" zurückgezogen, still und besonnen außerhalb des Theaters, wie noch seine Briefe an die Eltern, Braut und

Gattin bezeugen. Am 12. Februar 1897 befielen ihn bei einer Aufführung stärkere Schmerzen — Gräfin Salburg behauptete in ihren „Erinnerungen einer Respektlosen": infolge Verwechslung eines Medikamentes in der Apotheke. Ihnen erlag Mitterwurzer tags darauf, kaum 53 Jahre alt. Burgtheaterdirektor Burkhard erinnerte: „Einer der Großen dieser Erde ist dahingegangen!" Wilhelmine folgte dem Unvergeßlichen am 3. Dezember 1909. Beider Tochter Anna war in jungen Jahren verstorben. Mit ihr endete die Sterzinger Linie der Mitterwurzer.

Auch Sterzing und Tirol hatten den großen Tragöden wiederholt gesehen, erlebt und bestaunt. Im November 1893 gastierte er zum letztenmal in Innsbruck. Zur Übernahme einer Titelrolle der drei Anno-neun-Historien Karl Domanigs im Burgtheater kam es schon infolge des Todes Mitterwurzers nicht mehr. Hier wurde Josef Kainz Mitterwurzers Nachfolger und Ruhmesgenosse. Dieser errang mit dem alten Grutz in Karl Schönherrs „Erde" die stärksten Wirkungen. Somit verewigte noch dieser Darsteller Höhepunkte tirolischer Gestaltung in der neuen Burg als dem Welttheater an der Donau, jeder in seiner Aufgabe ein geniales Sterzing und Tirol jener kunstreichsten letztaltösterreichischen Epoche verkörpernd[3].

Schrifttum

Aus der Werkstatt eines Burgschauspielers. Ein Brief Friedrich Mitterwurzers an seine Eltern vom 5. März 1874. Aus dem Besitz der theaterwissenschaftlichen Sammlung Walter Unruhs, herausgegeben von Walter Unruh und Bruno Th. Sartori-Neumann, Berlin 1937 (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte).

Bahr Hermann, Burgtheater. Wien 1920.

Burkhard Max, Erinnerungen an Mitterwurzer. Wien, Neue freie Presse 1905, Nr. 14.749. — A. u. Fr. Mitterwurzer, Wien 1906.

Burgfeldt Georg, Friedr. Mitterwurzer, in: Genies der Bühne, Leipzig, Reclams Universalbibliothek.

David J. J., Mitterwurzer (Friedr.), in: Das Theater 13, Berlin 1905.

Domanig Karl, Von der Großmutter Mitterwurzers, eine Erinnernung. Neue Tiroler Stimmen 1897, Nr. 53, S. 5 (aus: Reichswehr, Wien 1897).

Eisenberg L., Vom geistigen Schaffen Wiens, Wien 1893, I., S. 359. — Großes biographisches Lexikon der deutschen Bühne, 1903.

[3] Die Zahl der über den eigenen Familien- und Ortskreis hinausgewachsenen Tiroler Schauspieltalente war im 19. Jahrhundert gering. Über den Niederdorfer Schauspieler und Schauspieldichter Xaver Toldt vgl. M. Glossy, Zur Geschichte der Theater Wiens, Bd. II (Wien 1920), S. 36, 42, 135; dazu ergänzend C. Toldt, Geschichte der Familie Toldt, 45. Schlern-Schrift (1940), S. 89, 109, 111. Über die fürs obere Puster- und Eisacktal vorbildlich gewordene Pflege des Theaters in Niederdorf vgl. Frau Emma Hellensteiner und ihre Zeit, Meran 1926, S. 110f. Aus derselben Gasthofwelt des ansetzenden Fremdenverkehrs war aber auch die nachmalige Benediktinerin und Vorsteherin der Abtei Säben, Magdalena Toldt, hervorgegangen, die jetzt in ihrem theatralischen Votivbild auffällt. In Wirklichkeit hatte sie ein sehr selbstloses Schauspiel der feindlichen Besatzung zur Erhaltung der Säbener Heiligtümer des Landes ebenso lebens- wie opfermutig im Jahre 1809 geboten. Als der Trienter Erzbischof Dr. Cölestin Endrici zum erstenmal von dieser bisher geheim gehaltenen Erfolgstat erfuhr, drängte gerade er in Gegenwart des Meraner Bürgermeisters Dr. Paul Markart auf dem gräflich Brandis'schen Ansitz in Lana mich zur Veröffentlichung von Bild und Bericht als einem kostbaren Vorbild für das nunmehrige Südtirol. Vgl. „Der Schlern" 1959, S. 349.

Fontana O. M., Wiener Schauspieler von Mitterwurzer bis M. Eis, Wien 1948.
Gregor Josef, Geschichte des österreichischen Theaters, Wien 1948, S. 19, 210, 214, 244, 266.
— Meister deutscher Schauspielkunst, Bremen 1939.
Guglia E., Friedrich Mitterwurzer in Wien, in: Wiener Almanach 1892, S. 306ff.
— Friedrich Mitterwurzer, Wien 1896.
— in: Allgem. deutsche Biographie 52 (1906), S. 423/26.
Harden M., Mitterwurzer (Friedr.) in: Köpfe, Berlin 1909/10, S. 365/82.
Klein H., Ant. Mitterwurzer, anläßlich des 50. Todestages, Innsbrucker Nachrichten 1926, Nr. 83, S. 5; vgl. ebd. 1865, S. 1347, und 1918, Nr. 96, S. 6.
Knudsen H., Deutsche Theatergeschichte, Stuttgart 1959, S. 296, 305.
Kosch W., Das katholische Deutschland, Augsburg 1937, II., Sp. 3027/28; desgleichen sein Theaterlexikon.
Kürschner J., A. Mitterwurzer, in: Allgem. deutsche Biographie 22 (1885).
Landau P., Mimen, 1912.
Lothar R., Das Wiener Burgtheater, Leipzig 1899, S. 59, 157, 178, 181, 184, 187.
Minor J., Friedrich Mitterwurzer, in: Aus dem alten und neuen Burgtheater, Wien 1920, S. 162—180; über Wilhelmine M. ebd., S. 193—207, und in: Biographisches Jahrbuch 14 (1909), S. 150—153, Nr. 862.
Mitterwurzer A. †, Porträt mit biographischer Note, Berlin 1908.
— †, Tiroler Bote 1876, S. 585 und 601; Tiroler Stimmen 1876, Nr. 83; Tiroler Tagblatt 1876, Nr. 83.
Mitterwurzer Fr. †, Tiroler Bote 1897, S. 285; Tiroler Tagblatt 1897/I., Nr. 37, 38.
— Aus der Werkstatt eines Burgschauspielers, Berlin 1937.
Rampold Frz., Das heimatliche Künstlergeschlecht der Mitterwurzer, Der Schlern 14 (1933), S. 333—339, mit drei Abbildungen.
Riemann H., A. Mitterwurzer, in: Musik-Lexikon 2^{11}, 1929.
Rosenthal Fr., Mitterwurzer, in: Schauspieler aus deutscher Vergangenheit, Wien 1919, S. 93—111.
Salburg Edith, Erinnerungen einer Respektlosen, Leipzig 1927/28, Bd. I, S. 199ff. Die drei Bände enthalten manches für das ganze historische Tirol noch heute Beachtliche trotz arger weiblicher Einseitigkeiten und Verbitterungen der bühnenvertrauten Aristokratin und Romanschriftstellerin (1868—1942), einer der ausnehmend brüchigen Charaktere um 1900 an der Donau, unter denen Fr. Mitterwurzer sich zu bewegen wußte. Sie schildert lebhaft ihre Eindrücke ihrer Brennerfahrten und Brixner Kuraufenthalte. Wenn sie dabei Sterzing nur „romantisch" fand, sind schon ihre Durchfahrten durch die charakteristisch einheitlich-geschlossene Straße der alten Bergbau- und Paßstadt mit ihren Erkern, Laubengängen und den Zeichen der Erinnerung an die alten und heutigen Berufe als grundlegendes Lebensanschauungsbild seiner Bevölkerung allzu flüchtig geblieben wie noch bei anderen eiligen Brennerfahrern, Sportlern und Reiseschilderern, die erst im Nachhinein erkennen, wie viele köstliche Lebenseindrücke sie dabei versäumten. Dieser Stadt- und Landschaftscharakter wirkte selbst noch über die beiden Weltkriege hinaus festigend auf die Bevölkerung ein, in dem sich die hier geschilderten Sterzinger Persönlichkeiten in Wien entfalteten.
Speidel L., Fr. Mitterwurzer, in: Melodie der Landschaft, Essays, Leipzig 1943, S. 64—69.
Stieber F., A. Mitterwurzer, Fremden-Zeitung 1896/97, Nr. 22.
Wachsmuth G., Zum 100. Geburtstag des Schauspielers, Bozner Tagblatt 1944, Nr. 241, S. 3.
Weilen Alex v., Wilhelmine Mitterwurzer, Wiener Abendpost, Dez. 1909.
Weisse Ad., Mitterwurzer im Deutschen Volkstheater, Neues Wiener Journal, 25. 1. 1931.
Wie einem Tiroler Künstler die Frömmigkeit ausgelegt wird. Neue Tiroler Stimmen 1895, S. 290; Ein Schauspieler religiös?, ebd. 1905, Nr. 221.
Wurzbach C. v., A. u. Fr. Mitterwurzer, in: Biographisches Lexikon 18, S. 383 (1868).

4. Geschichtsforscher Josef Hirn (1848 bis 1917),

die Tiroler Geschlechter Hirn und Sterzinger, Sterzinger-Krippen und Sterzings Kulturlandschaft

Mit der Erinnerung an den bahnbrechenden Historiker des neueren Tirol, J. Hirn, rührt Sterzing an weitergreifende Probleme seiner historischen Ausrichtung und zumindest an zwei darin entscheidende Geschlechter der Pässestadt und des Paßlandes, deren Wirken freilich über den räumlichen und dessen kulturellen Bereich weit hinausgriff und greift, wieder aber zugleich als Zeuge für die Schöpfungskraft ihres Charakters als Hochpaßverbindung am Beispiel Hirns aufleuchtet. Auf sie soll daher das Sterzinger Stadtbuch wenigstens hinweisend, als auf eine für das ganze hochgelegene Tirol sprechende Kulturlandschaft, Bedacht nehmen.

Bürgerliche alttiroler Verhältnisse und altfamiliäre Überlieferungen und Begabungen von väterlicher und mütterlicher Seite aus dem weiteren Lande bemalten nämlich schon die Wiege J. Hirns. Am bekanntesten ist daraus noch die überragende wirtschaftliche Entwicklung der Hirn des Inntals und Mieminger Mittelgebirges in Erinnerung geblieben. Ihr Sippenkern hatte nämlich schon im Mittelalter von Rattenberg bis Augsburg, dem damals mächtigen Vorort des Fernpaßgebietes, gereicht und mit Jörg Hirn und seiner Gattin Barbara Föger um 1580 die neuen Mieminger Linien begründet. Diese Hirn verbanden sich in der Folge noch mit anderen angesehenen Familien wie Domanig (Zirl), Kranewitter (Untermieming), Meßmer (Nassereith), Randolf und Spielmann (Mieming), Zoller (Außerfern) und sonstigen Gewichtigen dieser Täler Nordwesttirols bis ins 19. Jahrhundert hinein. Diese Hirn-Familien betätigten sich vornehmlich als Holzlieferanten und Holzflößer auf dem Inn bis zur Landeshauptstadt, bis Hall, Rattenberg, Erl und zu bayerischen Umschlagplätzen. Hauptsächlich am Westende von Innsbruck, auf dem sogenannten Prügelbau, stapelten diese Hirn ihre Holzstämme und ihr Schnittholz auf. Die Holzarbeit und die Flößerei forderten Kraft, Geschicklichkeit, Wagemut und geschäftlichen Sinn. Mancher Hirn büßte hiebei sein Leben ein (vgl. auch „Tiroler Heimatblätter" 1935, S. 287). Seit 50 Jahren nehmen die Hauptgebäude der Innsbrucker Universität große Teile des bis dahin vom Stadtbau freigebliebenen Geländes ein. Die geflößten Prügel hieß man hier kurzweg Hirnholz. Darunter versteht man an sich im allgemeinen quer zur Faserrichtung geschnittenes Holz, heute meist als Schnittholz beachtet. Der Holzquerschnitt wurde in der Volksvorstellung mit dem Kopfmark, dem Kopfwirbel, dem Hirnschädel und dem Hirnquerschnitt verglichen und daner auch im analogen Sinn gebraucht, wie man in unserem technischen Zeitalter vom elektronischen Hirn des Vollautomaten spricht.

Spätestens seit obigem Jörg Hirn aus Wald bei Obsteig bis 1860, entscheidend bis zum verheerenden österreichischen Bankkrach der Napoleonzeit, lieferten diese Hirn-Familien vertragsgemäß Baumstämme und Schnittholz aus dem Oberinntal und Außerfern, auch aus den Waldungen des Mieminger Mittelgebirgsbodens,

als Hirnholz in das Unterinntal und den Inngau, das auf dem jeweiligen „Holzgarten", der früheren Bezeichnung für „Prügelbau", gesammelt wurde. In neuerer Zeit gehen die weiten Föhren- und Lärchenbestände des Mieminger Hochlandes, gewachsen auf dessen Geröllebenen, in einzelne Schieß- und Sportplätze und immer mehr in viele kleine Neubauten, Sommerfrischhäuser und sonstige Siedlungsausweitungen auf.

Die Umgangssprache setzte den Namen dieses Hirnholzes, des Schutthaldenwuchses, mit dem seiner Veräußerer gleich. Der Familienname Hirn tauchte jedoch schon viel früher auf, so z. B. in der Steuerliste des Gerichtes Passeier vom Jahre 1311, im Kitzbüheler Ehesteuerbuch von 1464 für Rattenberg und später wiederholt noch bei Gebildeten im Eisacktal, so z. B. in Brixen und Klausen, auch in Deutschnofen bis in unser Jahrhundert hinein. Er könnte von vornherein mit der Vorstellung des Gehirnbildes, vom Holzschnitt und mit der Holzgewinnung zusammengehangen haben, ohne daß wir schon heute wieder in jedem Fall urkundliche Belege für die beruflichen und familiären Beziehungen vorzuführen vermögen[4]. Solche namentliche Hinweise auf die Holzbeschäftigung wie Holzinger, Holzknecht, Holzmeister, Hölzl, Hinterholzer, Holzhammer oder Mitterwurzer, Unterwurzacher u. dgl. trifft man als Familiennamen in der deutschen, vorab der Volkssprache waldreicher Gebiete, nicht selten an. Auch etliche Abwandlungen des Stammwortes Hirn und Zusammensetzungen weist die tirolische auf, wie hirnen, Hirnigl, Hirnschrott, Hirnschall, hirnschellig, Hirngrilla, Hirnschnecke.

Die Innsbrucker Gemeinde von 1921 bestimmte den Namen Josef-Hirn-Straße am Ortsrand des Prügelbaugeländes an Stelle der bisherigen Bezeichnung Prügelbaustraße zur Erinnerung an die frühere Verwendung des Geländes und die gewerblichen Leistungen der Vorfahren J. Hirns, vornehmlich jedoch an seine eigene grundlegende Landesgeschichtsschreibung, aber auch an seine Österreichs und dessen Vorlande. Mit letzteren waren nämlich, wie wir jetzt wissen, außer den Hirnschen Ausführungen über politische und personelle Zusammenhänge, vor allem Bozen, Innsbruck und Landeck bis 1803 in vielseitiger Verbindung gestanden, wie z. B. der gemeinsamen, weit über Tirol hinaus vorbildlichen Umgangsspiele wegen aus den Ausführungen über die „Bozner Bürgerspiele" (Leipzig 1942) und dem Kapitel über Sterzinger Bürger- und Spielkultur dieses Buches zu entnehmen ist.

Außerdem hatte J. Hirn als Student im nahen Ringlerschen Hause des Innrains gewohnt und als Gemeinderat und Mittelschullehrer in Innsbruck verdienstvoll für das Ansehen der Stadt, deren historischen Boden innerhalb ihrer Landschaft er wiederholt bei überstaatlichen wissenschaftlichen Tagungen und in deren Denkschriften hervorhob, gewirkt. Endlich steht seit 1904 in dieser Seitengasse des Universitätsviertels das erste österreichische Verbindungshaus, in dem J. Hirn besonderen Namen und Rang genießt.

---

[4] Eine andere Namensdeutung, wie wir noch lesen werden, bei K. Finsterwalder, Die Familiennamen in Tirol, 81. Schlern-Schrift (1951), S. 252, der ebenfalls frühe Erwähnungen von Hirn anführt.

Andere Angehörige des Geschlechts der Hirn hoben ihre Namen als Kunsthandwerker, Geistliche, Ärzte, Erfinder (Spinnwerk) und Vertreter der Volkswirtschaft, in neuerer Zeit gleich Josefs um neun Jahre jüngeren Bruder, dem Oberstaatsanwalt Hofrat Dr. Marian Hirn (1857—1933), als Juristen hervor. Des letzteren Tochter Helene festigte den ihrigen als Bayreuther Kammersängerin in Mitteleuropa und Südamerika (jetzt Witwe mit Kindern in Buenos Aires). Der Silzer Neffe Josefs und Marians, Vinzenz Hirn (geb. 1886), stieg bis zum Senatspräsidenten des Verwaltungsgerichtshofes in Wien empor. Fast alle stammten vom Mieminger Mittelgebirgsboden oder aus der Silzer Gegend, besonders aus Silzer Gasthöfen, vorab der Post, wirkten in der Folge aber auch als Intellektuelle in Innsbruck, Kufstein und Prag, in Dornbirn, Feldkirch, Klagenfurt und Wien, so z. B. ein weiterer Neffe aus Silz, der Tiroler und Vorarlberger Historiker Ferdinand Hirn (1875—1915), der 1913 die „Geschichte Tirols 1809—1913" herausbrachte. Schon durch mehrfache Beschäftigungen im Post- und Straßenverkehr ergaben sich frühe familiäre Verbindungen zwischen dem Inn- und dem Wipptal. Zusammenhänge dieser Familien Hirn, deren Name zuerst auch als Hyrn eingetragen wurde, mit den Südtiroler Hürnein des Spätmittelalters und ihren aus Sagenvorstellungen vom hürnen Siegfried abgeleiteten Beinamen lehnte der Historiker J. Hirn als zu wenig belegt ab.

Im Wechsel der Jahrhunderte dehnten sich gerade die kinderreichsten Hirn-Familien auf dem Mieminger Mittelgebirgsboden weit aus und errichteten dort etliche stattliche Ansitze, die noch heute an ihren vorn und hinten abgewalmten Dachgiebeln und an den erhaltenen Wandfresken aus dem Barock erkennbar sind, nämlich die verschiedenartigen Gaststättenbetriebe der Föger (Post) in Obsteig, zum Hechenberger (Schärmer) in Barwies, Locherhof und Schwarz in Obermieming und das nunmehrige Versorgungsheim St. Josef in Untermieming. Ihre Besitzer befaßten sich neben ihrer gehobenen Landwirtschaft auch mit Holz- und Getreidehandel und bildeten vor allem bis in den Vormärz hinein die geradezu ansehnliche und bis zum Bankkrach von 1801 die sehr vermögliche Holz- und Hirn-Kompagnie.

An den Haustüren waren (bei der Pension Schwarz in Obermieming ist noch heute) das Wappen jenes Vorfahren zu sehen, der nach Familienüberlieferung den bei Obsteig ihn anfallenden Bären mit seinem Schlagring die Hirnschale eingedroschen habe. Das, erzählt jetzt in seiner Gegend der Volksmund, habe diesem Kraftmenschen und seiner Familie den Namen Hirn eingetragen. Der Bär weckte noch andere Volksvorstellungen, die in diese Familienüberlieferungen hineinspielen. Siegel der Hirn-Familien am Eisack aus dem 18. Jahrhundert weisen auch das Bild des Bärenbezwingers, der mit einem Bein auf dem erlegten Tier kniet und mit der rechten Hand auf das Sternbild des Großen Bären hinaufzeigt, aus. Je eine Föhre flankiert den Sieger. Das heraldisch prunkvoll mit Visier und herabwallender Helmzier ausgestattete bürgerliche Wappen wurde am 2. November 1736 den drei Brüdern Thomas, Jakob und Josef Hirn im Gericht Petersberg (Silz) und deren ehelichen Nachkommen verliehen. Es zeigt den auf dem Bären knienden und auf das Sternbild des Großen Bären hinaufweisenden Hirn zwischen den zwei Nadelbäumen, die fünf-

zackig gekrönte Helmzier jedoch noch das alte Bild von dem mit dem Bären ringenden Hirn; um den Hals trägt er eine Kette mit Medaillon[5].

Im Locherhof von Obermieming waren außerdem die Stammfolge der dortigen Hirn und die Namen ihrer wichtigsten Angehörigen in ein großes Wandgetäfel eingekerbt. Dieser Landsitz brannte ab und wurde bei seinem nunmehrigen Wiederaufbau nicht mit einem neuen Sippenbild bedacht. Aber an der Grabstätte der Familie im Friedhof von Untermieming sollen nunmehr die verstorbenen Mitglieder vermerkt werden. Stammbaumaufzeichnungen des verbreitetsten Geschlechts, Wappen und kaiserlichen Wappembrief fügten sich etliche Nachkommen, so der Innsbrucker Stadtsparkasse-Direktor i. R. Dr. Josef Hirn, der Wirtschaftsbetreuer Albert Hirn in Prag, jetzt in Innsbruck, und der Bundesbahnbeamte Anton Hirn in Kufstein und die Familie Krasser in Bregenz zusammen. Auf dem Mieminger Hochland selbst erlosch das Hirn-Geschlecht um die Wende in unser Jahrhundert. Die Sippe setzt sich in Silz fort. Etliche Nachkommen leben in österreichischen, südtirolischen und westdeutschen Städten, so auch in Augsburg und Frankfurt a. M.[6].

Jener gehörte zeitweilig die mit Mils, Hall und Seefeld in Geschichte und Legende verbundene Milser-Burg Klamm bei Obsteig. Kaiser Leopold I. hatte sie an die Grafen Clary-Aldringen 1674 abgegeben. 1677 pachtete sie Peter Hirn, ein Enkel des Bärenbezwingers, und 1702 erkaufte sie sein Sohn Thomas Hirn um 3200 fl. Die letzte dieser Hirn übergab sie 1874 der Familie Scharmer ihres Mannes. Die alte, sagenumwobene Burg mit ihrem kühnen Aussichts- und Wehrturm schien Mitte unseres Jahrhunderts dem langsamen Verfall ausgeliefert zu sein, als sie der Industrielle Dr. Ing. E. M. Hünnebeck aus Lintorf bei Düsseldorf erwarb, neu aufrichtete und kunstsinnig für die Seinigen ausstattete. In ihr erhielt sich die „alte Stube" von 1723, zwei Porträts jener Hirn, die das Schloß einstmals besessen hatten, das malerische Wappenbild und ein größeres charakteristisches Bild von Michael Hirn. Ein gut erhaltener Altar der Burg war von einem Hirn einer Kapelle nahe des Fernpasses (im Besitz des Fernpaßhotels) gespendet worden. Ein bebilderter Folioband hält die Geschicke der Burg in ihr fest.

In der Volksschule von Barwies hängen drei Porträts dieser Hirn und das Wappenbild zur Erinnerung der Jugend an die jahrhundertelang führende Mieminger Sippe. Es wäre deshalb angebracht, noch weitere Zeugnisse der Hirn und ihres

[5] Über Siegel und Wappen der Hirn-Familien vgl. noch K. Fischnaler und Kl. Mayr, Tirolisch-vorarlberg. Wappenschlüssel, 6 Bde., Innsbruck 1937—1951, Register, unter: Hirn, Bär, Sternbild des Großen Bären.

[6] Nach dem Augsburger Einwohnerbuch von 1963 leben gegenwärtig zwölf Träger des Namens Hirn in dieser Stadt. Nach den im dortigen Archiv verwahrten Familienbogen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts bis 1930 stammten 31 Hirn aus Augsburg und dem bayerischen Regierungsbezirk Schwaben einschließlich Mindelheim (hier solche mit besonderem Wappen), acht aus dem Regierungsbezirk Oberbayern und je einer aus den Regierungsbezirken Oberfranken und Niederbayern sowie aus den Städten Mannheim, Kassel und Sambor (freundliche Mitteilung des Direktors Dr. H. P. Deininger des Augsburger Stadtarchivs). Weitere trifft oder traf man in unserem Jahrhundert im Kanton St. Gallen, in Elsaß, Darmstadt, selbst in Ungarn und Amerika an.

Wirkens dort auszustellen. Die Barwieser Kirche betreut einen Hirn'schen Seitenaltar als Familienstiftung.

Dem jetzigen Erben und Besitzer der Pension Schwarz in Obermieming verblieben etliche Gemälde aus dem beginnenden 18. Jahrhundert, vorab Marienbilder, erhalten. Letztere geben eine Vorstellung, wie das Innsbrucker Lukas-Cranach-Marienbild damals in die barocken Tiroler Darstellungen einzudringen und sie im ganzen Lande abzudrängen vermochte. Zwei veranschaulichen dazu noch jene Abwehrkämpfe der Tiroler von 1703, die bei dem durch den Prutzer Richter Martin Sterzinger begründeten Abschluß dieses „bairischen Rummels" zur Stiftung der Mariensäule inmitten der Maria-Theresien-Straße von Innsbruck führten; sie wird wegen ihrer am Annatag vollzogenen Weihe zumeist Annasäule genannt und wegen ihres hervorragenden Standortes in der „Neustadt" angesichts der Inntaler Alpennordkette als Kennzeichen der neueren Tiroler Landeshauptstadt viel bewundert und abgebildet. Der Historiker jenes, auch für Sterzings Stadtgeschichte denkwürdigen bayerisch-französischen Einfalls von 1703, der spätere Univ.-Prof. Dr. Albert Jäger (s. unten Anm. 4), führte diese orts- und zeitgeschichtlichen Bilderinnerungen nicht an (Innsbruck 1844). Das eine, ungefähr 1 m hohe und ¾ m breite Exvoto zeigt Maria mit dem Kinde unter dem Herzen, auf einem Altarthrone sitzend, zu beiden Seiten die Heiligen Josef und Anton mit Lilien, zu des letzteren Füßen rechts einen knienden Bauern in Mieminger Sonntagstracht; vor ihm liegt eine grobe Fessel am Boden. Unter der bidlichen Darstellung meldet eine Inschrift, daß am 2. Juli 1703 5000 Bauern wider die eingebrochenen 14.000 bayerischen Soldaten aufgeboten worden seien und davon 600 Oberinntaler sich den Landesbesetzern auf dem Plateau („Plattele", bei Jäger S. 303 erwähnt) vor der Martinswand bei Zirl entgegengestellt hätten, jedoch nach arger Schießerei übermannt wurden. In dieser Bedrängnis empfahl sich der auf dem Gemälde genannte Votant Kainrad Kramitter (Kranewitter?) aus Weidlach, einem unter dem Kirchdorf Untermieming liegendem Weiler, der damals hochverehrten Mieminger Kirchenpatronin Maria und seinen persönlichen Fürbittern, dem Nährvater Josef und dem Paduaheiligen Antonius. Die gefangenen Tiroler Landesverteidiger lagen 22 Wochen in einem Münchner Zuchthaus. Manche starben darin aus Kummer und Not. 12 Tiroler mußten die Toten begraben. Dabei flüchteten etliche. Der Votant konnte sich bei einem Grabe verstecken und entrann bis an die Grenze der Porta Claudia, wurde jedoch von bayerischen Musketieren neu gefaßt, aber durch das Dazwischentreten eines vorbeifahrenden Prälaten bei Griesen doch freigelassen, so daß er, glücklich heimgekehrt, das geschilderte Votiv stiften konnte.

Das zweite Gemälde, 90 cm hoch und 1,05 m breit, trägt am Kopf des Rahmens die gemalten Wappen Bayerns und Tirols mit der geschnitzten Kaiserkrone darüber und die Jahreszahl 1703 darunter. Es stellt den Vorstoß bayerischer Musketiere, mit Offizieren und dem Standartenträger hoch zu Roß, dar; sie werden durch kleine Bauerngruppen bedrängt. Ein Bauer wird gerade gefangen genommen. Am Boden liegen Gewehrkugeln. Zur Rechten ist eine Burg mit Turm (Martinsberg) auf ihrer

Anhöhe, zur Linken Wald abgebildet. Es handelt sich um jenes Gefecht auf dem „Plattele", welches das erste Bild nennt.

Andere alte Gemälde, so Porträts vom Kaiser und von Bischöfen (Prälaten?), verblieben nur in Erinnerung des jetzigen Hofbesitzers. Das Wirtschaftswohnhaus des Hirn'schen Jagdansitzes Freundsheim, westlich der Barwieser Badeanstalt gelegen, seit 1889 Adolf Pichlers und anderer Sommerfrischaufenthalt, bewahrt vier Porträts von Mitgliedern des Kaiserhauses der josephinischen Zeit. Im übrigen sterben die persönlichen Erinnerungen an die Hirn-Zeiten auf dem Mieminger Hochland und an deren, entlang der Fernpaßstraße bewährten Hirn'schen Unternehmungsgeist mit denen an die Zeit des Richters Martin Sterzinger aus Imst aus dem um die Volkswirtschaft des Fernpaßbereiches nicht minder verdienten Geschlechts der Sterzinger mehr und mehr aus. Sie leben nur noch als lose Anekdoten bei der Raschlebigkeit der beiden Weltkriegszeiten fort. Auf letzteres Geschlecht kommen wir daher noch kurz gegen Schluß dieses Kapitels zu sprechen.

Ob diese beiden, lange hier führenden Geschlechter Hirn und Sterzinger jemals in engerer Verbindung zueinander standen und ob schon eine Eisacktaler Frühzeit sie entsprechend gestützt hat, das zu klären, muß ich weiteren Nachforschungen überlassen, um diese für das Paßland geradezu vorbildlich gewesene Sippen wirtschaftlichen und geistigen Aufstiegs ähnlich wie die der „Oberländer" Landeshauptleute der letzten 100 Jahre Haßlwanter, Kathrein, Tschiggfrey und Wallnöfer für ganz Alttirol genauer ins Licht zu rücken. Die meisten verstorbenen sind im „Österreichischen biographischen Lexikon 1815—1950" (Wien 1954ff. bisher ungefähr bis zur Hälfte erschienen) kurz und ohne Verfasserunterschrift berücksichtigt; vgl. „Der Schlern" 1959, S. 438ff. bis 1963, S. 138ff.

* * *

Josef Hirn wurde am 10. Juli 1848 als erster Bub einer mädelreicheren Ehe des k. k. Straßenmeisters und Mitglieds des geognostisch-montanistischen Vereins für Tirol, Alois Hirn, und als Enkel des Hochbauingenieurs Josef Hirn und dessen Frau Brigitta, geb. Hirn, aus Obermieming, am Stadtplatz Nr. 60, nördlich des „Zwölferturms" zu Sterzing geboren. Seine Mutter, Theresia v. Stolz, entstammte einem angesehenen Richtergeschlecht, das sich im Jahre 1809 am Stubaier Schönberg und im Silltal rühmlich bewährt hatte und den Taufpaten stellte. Sie wies in ihren weiteren Vorfahren solche aus der Inzinger Familie Gasser und der Brixner Familie Waitz aus, deren geistige Anlagen, vor allem ein gerühmtes Gedächtnis, sie ihm weitervererbte. Geldliche Reichtümer waren hingegen dem Ehepaar nicht mitgegeben. Aber der Straßenmeister ebnete seinen Buben Josef und Marian doch Straßen ins praktische Leben. Schon Josef zeigte früh Fähigkeiten, die ihn zu einem Studium drängten. Vergeblich tastete der Vater aber die wenigen damaligen Möglichkeiten ab, um für Josef ein Stipendium zu erlangen. Da fiel ihm ein, daß er einmal vor dem Brennerbahnbau ein vornehmes, vierpferdiges Gespann angetroffen hatte, das infolge eines Wagenbruchs nicht mehr von der Stelle gekommen war. Der Straßen-

meister betätigte daher selbst seine handwerklichen Erfahrungen und machte den Wagen zu aller Erstaunen doch noch fahrfähig. Die weithergekommenen Insassen waren wie erlöst und legten ihm nahe, wenn auch er einmal nicht von der Stelle könne, sich an sie zu wenden. Nun suchte und fand Vater Hirn diese Wiener Adresse: Stadtrat Freiherr von Hock, Vater des kirchenfeindlichen Vorkämpfers der „Freien Schule" in Österreich, des Hofrats Paul Frhr. v. Hock. Auf Grund der Zoller-Stiftung — schon der Urenkel des oben genannten Jörg Hirn hatte 1726 eine Tochter des schließlich in der Landeskultur geschätzten Geschlechts der Zoller geehelicht[7] — und mit Hilfe des eigenen Stammbaums und Wappenbriefs von 1736 erhielten Josef, sodann sein Bruder Marian und andere Hirn ein angemessenes Stipendium zum Studium. Er übersiedelte daher zum Besuch des Gymnasiums für 1859 bis 1867 und der Universität für 1867 bis 1870 in die Landeshauptstadt Innsbruck. Zwei bedeutende Historiker nahm er hier als seine Lehrmeister und weiteren Wegbahner für sich ein, den engeren Landsmann Alfons Huber und den Rheinländer Julius v. Ficker. Sie wurden nach dem Marienberger Albert Jäger aus Schwaz die Begründer der fruchtbaren neueren Historikerschule in Tirol, welche der österreichischen entscheidende Kräfte zuführte: Jäger, Huber, Hirn, v. Ottenthal, Redlich, v. Voltelini bis herauf zu Santifaller, mitsamt dem ganzen Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien, in dem noch etliche andere Tiroler Historiker hervorragten[8].

---

[7] Hofadvokat Dr. J. B. Michael v. Zoller, ein Berater der Kaiserin Maria Theresia und Mitbegründer ihres „Theresianums", errichtete 1768 die Zoller-Stiftung für bedürftige Studierende aus der Nachkommenschaft der Zoller und aus Tirol überhaupt, die noch besteht; vgl. K. Heufler, „Adler" 1891, S. 168; R. v. Granichstaedten-Czerva, „Tiroler Anzeiger" 1937, Nr. 45, S. 5, und Nr. 47, S. 2. — Neben den Hirn und Sterzinger zählten die Zoller als das um das Wirtschafts- und Kulturleben des Landes und Reichs verdienteste Geschlecht des Fernpaßgebiets. Zu Sterzing besaß es Beziehungen durch das dortige Zollersche Gasthaus (über dessen Fresken vgl. „Innsbrucker Nachrichten" 1891, Nr. 123). Das Schrifttum über die Zoller ist beträchtlich, aber ähnlich wie bei den Hirn und Sterzinger vornehmlich in Zeitungen verstreut.

[8] Nik. Grass verweist im 1. Bd. seiner Österr. Historiker-Biographien, Innsbruck 1957, S. 1, auf den damaligen Untermieminger Hilfspriester Kaspar Hirn als entscheidenden Förderer des späteren Geschichtsschreibers der Innsbrucker Universität, Jakob Probst. Von Grass ist auch eine eingehende Darstellung des Lebenswegs und -werks Albert Jägers, des Begründers jenes Wiener Instituts für Geschichtsforschung, dem wir im Folgenden noch öfter begegnen werden, auf Grund dessen noch unveröffentlichten Lebenserinnerungen und Briefwechsel zu gewärtigen. Etliche Briefe entdeckte ich vor Jahrzehnten im gräflich Brandis'schen Familienarchiv zu Lana, im Baron-G.-v.-Giovanellischen Archiv zu Bozen-Kaltern, im Verbindungsarchiv der „Austria" zu Innsbruck usw. zur Kennzeichnung des vormärzlichen kaiserlichen Gouverneurs für Tirol und Vorarlberg, Dr. Clem. v. Brandis, zu A. Jäger und H. v. Gilm und zu des letzteren Kampfliedern. Weitere Literaturhinweise auf A. Jäger von Nik. Grass im 2. Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstituts, betitelt: Stifte und Klöster, S. 317ff., Bozen 1962. Vgl. noch: Österr. Geschichtswissenschaft der Gegenwart, hrsg. v. Nik. Grass, Innsbruck 1950/51; A. Lhotzky, Geschichte des Instituts für österr. Geschichtsforschung 1854 bis 1954, Erg.-Bd. 17 der Mitteilungen dieses Instituts, Graz-Köln 1954; L. Santifaller, Das Institut f. österr. Geschichtsforschung, Veröffentlichungen dieses Instituts, Bd. 11, Wien 1950. In den genannten Privatarchiven befanden sich auch aufschlußreiche Briefe J. Hirns. Etliche Auskünfte verdanke ich neuerdings noch dessen Nachkommen und Ver-

Als Hochschüler trat J. Hirn unter dem Kneipnamen Kant der ersten akademischen Verbindung Österreichs, „Austria", 1864 begründet, bei, wurde dreimal ihr Senior und hielt ihr weiß-rot-goldenes Fähnlein an der *Alma mater oenipontana* auch noch hoch, als infolge der staatlichen Gegensätze zwischen Preußen und Österreich Innsbruck und seine „Austria" vorübergehend ihre bisherigen „Deutschen" Studenten einbüßten und die Farbenverbindung auch aus Österreich gerade keine neuen Aktiven unter den Gesinnungsgenossen deutscher Sprache an sich zog. Die schon 1860 gegründete Landsmannschaft „Helvetia oenipontana" kam dem deshalb noch nicht entmutigten Hirn zu Hilfe, so daß „Austria" das denkwürdige, für sie kritischeste Jahr 1869/70 doch überstand, in der Folge noch weitere außertirolische Sympathien gewann und als stärkster Vorposten und Garant forthin wirkte. Sie sah Hirn daher als ihren zweiten Begründer an und erhob ihn zu ihren Doctor cerevisiae. Hirn blieb zeitlebens ein unentwegter Freund und Förderer der C.V.-Bildung in Österreich, mehrfach als Bandphilister ausgezeichnet, da er auch an der Wiege der Wiener „Austria" und „Norica" stand. Er verkörperte mit wenigen anderen Tiroler Bundesbrüdern geradezu die Ausbreitung des gesamtdeutschen C.V. von Innsbruck aus in Wien, darunter vornehmlich mit dem anschließend zu schildernden Sterzinger Kommilitonen. Dieses Kapitel spielt überhaupt eine beachtliche Rolle im Aufschwung des deutsch-österreichischen und daher auch südtirolischen Studentenwesens und Akademikertums im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts bis zum ersten Weltkrieg. Leider gingen 1938 bis 1945 viele archivalische Unterlagen zugrunde. Umso bedeutsamer bleiben die persönlichen Aufzeichnungen der beteiligten Sterzinger. Möglichst alle wieder zustande zu bringen, ist noch nicht gelungen; noch andere Schwierigkeiten traten meiner beabsichtigten Abfassung einer österreichischen Geistesgeschichte von 1848 bis 1918 entgegen.

Das Hervortreten als bewußter Katholik und Österreicher getreu Hirns Lebensdevise „*Vitam impendere vero*" war jedoch damals nicht dazu angetan, Hirn in seiner Berufslaufbahn zu begünstigen. Er mußte im Vergleich mit den harten Schicksalen älterer Kommilitonen wie der „Austria"-Stifter Dr. Frz. X. Schedle und Dr. J. L. Wolf noch zufrieden sein, schon im Herbst 1870 wenigstens als Supplent an der Realschule in Salzburg, 1871—1879 am Gymnasium in Krems unterzukommen. Erst Herbst 1879 eröffnete sich dem neuen Professor eine definitive Stellung in der engeren Heimat, an der Innsbrucker Lehrerbildungsanstalt. Der ehemalige Statthalter des Kronlandes und Bruder des regierenden Kaisers, Erzherzog Karl Ludwig, begünstigte Hirns Habilitierung in Innsbruck gegen arge welt-

---

wandten. Schließlich war die Beschäftigung mit manchem Stück des Brief- und Amtsverkehrs des Staatsarchivdirektors und Univ.-Prof. Dr. Mich. Mayr, des schließlichen österr. Bundeskanzlers, aus dem Jahr nach dem ersten Weltkrieg, in dem neben Dr. Paul Baron Sternbach (1869—1948) und Dr. Ed. Reut-Nicolussi (1888—1958) u. a. auch ich um die Erhaltung des ganzen Tirol als eines Kernlandes alpiner Volkskultur in Europa weiterrang, dazu der Briefverkehr mit Univ.-Prof. Dr. Al. Brandl (Berlin), mit Prof. Dr. Luigi Credaro (Trient) u. v. a. von Wichtigkeit.

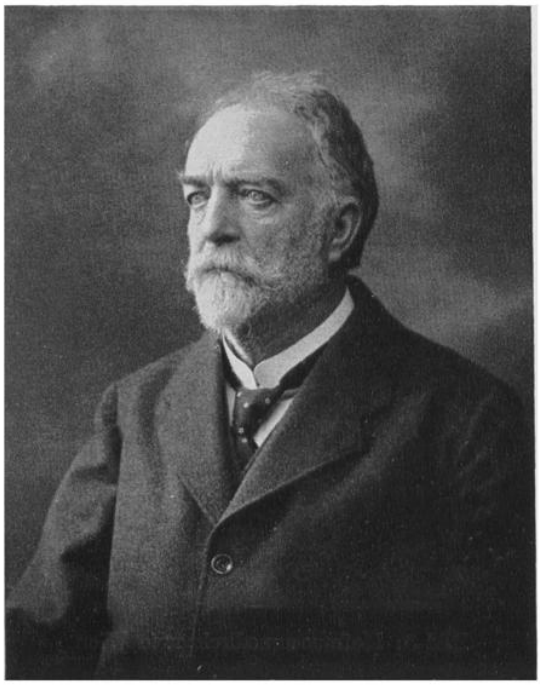


Bild 7: Geschichtsforscher Josef Hirn (1848—1917),
nach einer Bregenzer Aufnahme seiner letzten Lebensjahre

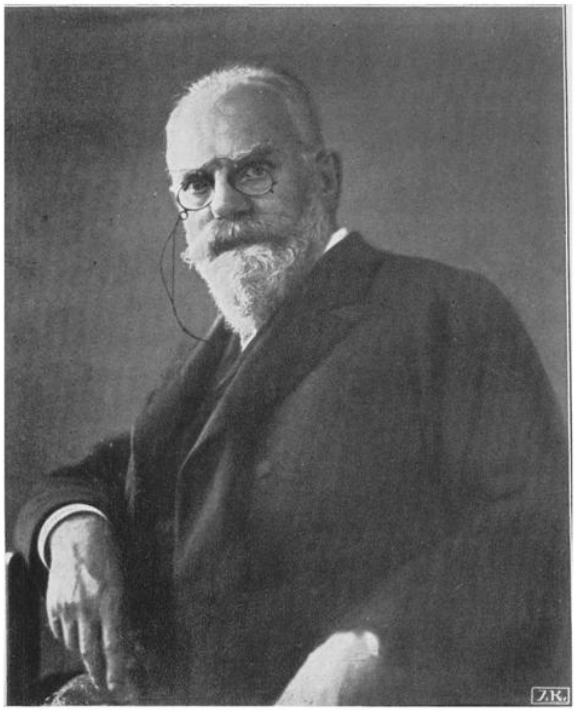


Bild 8: Hofmuseumsdirektor in Wien

Karl Domanig.

(1851—1913)

Nach fotografischer Aufnahme um 1909

anschauliche und politische Widerstände. Hirn wurde 1886 endlich außerordentlicher Professor für tirolische Geschichte, ein Jahr darauf als Nachfolger seines nach Wien berufenen Lehrers Huber für österreichische Geschichte und 1890 Ordinarius. Geradezu öffentliche Stürme löste noch 1897/98 seine Berufung als Nachfolger Hubers an der Wiener Universität aus. Damit erlitt freilich die „liberale" Ausschließlichkeit an den österreichischen Hochschulen ihren ersten deutlichen Einbruch. Die „Freie Schule" wirkte an der vordersten Front der Studentenkrawalle, zumal Hirn noch besondere Angelegenheiten der Pädagogien im Unterrichtsministerium anvertraut wurden. Die zunehmend gemütvoll-gesellige Art des stämmigen Straßenmeistersohnes und seine Bemühungen um gründliche Fortbildungen seiner Hörer überwanden alle diese aufgestachelten Widrigkeiten. Hirn hatte für die damalige studierende Jugend etwas Einnehmendes, Vertrauens- und Verehrungswürdiges in Gestalt und Gehaben an sich. Sein Ruf als beliebter Kollege und Lehrer und als angesehener Geschichtsschreiber erstarkte; er gelangte auch mit seinen Werken, selbst außerhalb Österreichs, zur Wertschätzung des Landes wie bisher kein Historiker Tirols. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges, der offene Abfall Italiens vom Dreibund Mitteleuropas und die eigene, schon angegriffene Gesundheit veranlaßten Hirn, für Wien schon 1914 in den Ruhestand zu treten, um seine wissenschaftlichen Pläne ungestört und ungebunden durchführen zu können.

J. Hirn war seit 20. September 1875 mit Adele Schneider (1857—1930), Tochter des damaligen Schremser Bezirksrichters, einer gebürtigen Siebenbürgerin, verehelicht. Ihr zuliebe zog er, sich schwersten Herzens von Tirol entfernend, mit ihr und beider Tochter Emilie (geb. 1884 in München-Neuhausen), die sich 1906 zu Wien mit Dipl.-Ing. Josef M. Krasser vermählt hatte, in sein neues Tuskulum „Kant" am Fuße des Pfänders, etwas oberhalb der österreichischen Bodenseestadt, zurück. Hirns Schwiegersohn war nämlich dort Direktor der landwirtschaftlich-chemischen Versuchsanstalt des Landes Vorarlberg geworden. Hirn hatte seinem „Emmi-Herzl" früh eine damals außergewöhnlich künstlerische Ausbildung in Wien angedeihen lassen, daß sie sich als Malerin hervortat. So durfte sie schon als Mädchen Defreggers „Letztes Aufgebot" im Beisein des Meisters im kunsthistorischen Hofmuseum kopieren. Ihr letztes Ölbild, ein lebensgroßer Christuskopf, erregte wegen seiner Ausdruckskraft Aufsehen. Ihr Kunstsinn vererbte sich auf ihren Sohn Leo. Inmitten dieser mit drei Kindern gesegneten Familie und seiner Studien für den 2. und 3. Band über den Tiroler Landesfürsten Erzherzog Maximilian den Deutschmeister, der den Bruderzwist im Hause Habsburg hatte zu bereinigen vermocht, erlag J. Hirn am 7. Februar 1917 seinen Leiden. Im Bregenzer Stadtfriedhof wurde dem Gelehrten, der sich auch in der Erforschung und Darstellung der Geschichte Vorderösterreichs hervorgetan hatte, schließlich ein Sondergrab und Ehrenmal nahe seinem ursprünglichen Grab in der Ostecke des Friedhofs an dessen nordöstlichen Umfassungsmauer errichtet. An der Mauer wurde jenes Hirn-Wappen mit dem Bären und Bärenstern als bronzenes Hochrelief (40 mal 48 cm groß) angebracht. Schwiegersohn und Gattin wurden ebenfalls hier 1929 und 1930 beigesetzt.

Hirns Forschen wandte sich früh vornehmlich der neueren Geschichte Tirols zu. Die Landesfürsten Erzherzog Ferdinand II., Philippine Welsers Ambraser Gemahl, und der vorgenannte Maximilian der Deutschmeister als Erneuerer österreichischer und Tiroler Kultur, der griffeste Kanzler Wilhelm Bienner und sein Hochverratsprozeß unter Claudia v. Medicis Sohn, Erzherzog Ferdinand Karl, in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, und vor allem die Erhebung der Tiroler Bauern, Adeligen und Priester im Jahre 1809, Großereignisse, die alle bisher stark in sagenhaften Überlieferungen fortdämmerten, leben seit Hirn in jenen Werken breithin fort, welche Alttirols Stellung im nunmehrigen allgemeinen Geschichtsbewußtsein festigten und entschieden. „Tirols Erhebung" fällt am stärksten durch eine gehobene Sprache und die innige Teilnahme des Verfassers am Schicksalkrieg des alten Berg- und Paßlandes wie reale Gegenwart auf. Zu ihm wirken in dessen Lebensfragen der Tiroler Abwehrsieg von 1703 nunmehr als ein blitzartiger Auftakt und der mitteleuropäische Zerreißungskrieg von 1914—1918 als schweres Verhängnis für ein zu einigendes Europa fort.

Besondere Studien veröffentlichte Hirn noch über die historischen Entscheidungen in und um Bozen, Brixen, Innsbruck und Hall und Tirols Verhalten zum Hochstift Trient. Nirgends verleugnet der Landeshistoriker seinen Eisack- und Oberinntaler Charakter. Sein Erfassen und Gestalten politischer und kultureller Geschehnisse stand aber stets im natürlichen Lebensraum Tirols, Österreichs und der deutschen Sprache und Kultur. Die Zahl seiner aus eigenen Archivforschungen hervorgegangenen Werke ist angesichts seiner beruflichen Verpflichtungen beträchtlich zu nennen. Sein ganzes Leben blieb von solcher Arbeit erfüllt und beschlagnahmt.

Selbst karge Sommerwochen auf der Stamser Alm, der Erholung von der „Aula Stamsensis" im Stift, dienten zugleich Aussprachen mit gesinnungsverwandten Fachleuten. Diese Symposien auf der Hochalm bestimmten ein Gelehrtenidyll ganz tirolisch-körniger Eigenart. Als Hirn zufällig hörte, daß meine Mutter mit ihren Kindern auch nach dem frühen Tod ihres Mannes das fast zu Füßen angesiedelte Flaurling als Sommerfrische beibehielt und im nahen Telfs, gegen den Steinhübel zu, sich einer der verschiedenen, von Bozner Höhen bis zum schwäbischen Nordrand reichenden alten Dörrer-Höfe auskundschaften ließ, lud er auch diesen Hochschüler ein, ihn auf der hoch darüber eingemuldeten Alm, von deren vordersten Aussichtspunkt aus die Stätten vieler seiner Vorfahren, nämlich Mieming und Silz, und gerade noch Telfs zu erblicken sind, zu besuchen. Mehrmals gab es da einen lebhaften Diskurs über die geschichtlichen und sittlichen Werte der Volksüberlieferungen, denen Hirn als Historiker scharfe Grenzen wies. Aber auch als Vorsitzender sprach er stets wie ein Freund, Studenten- und Familienvater, wenngleich der Gelehrte, leicht schmunzelnd, abwinkte. Mit seinen Schülern, den Äbten Stefan Mariacher von Stams und Kassian Haid von Mehrerau und dem jüngeren Innsbrucker Kollegen DDr. Hermann Wopfner († 1963), dürften die Letzten aus Hirns Stamser Runde diese Geistesfrische für immer verlassen haben.

In seinem Letzten Willen setzte J. Hirn das Zisterzienserstift Stams in dankbarer Erinnerung an die „Aula Stamsensis" und ihre Almfrische und zum Ansporn neuer Bildungsarbeit als Erben seiner wissenschaftlichen Bücherei ein. Nach den für diese bedrohlichen Jahren 1938 bis 1945 erstarkte das Stift darin tatsächlich augensichtlich.

Sein großes 1809-Buch, um welches das Land Tirol ihn gebeten hatte, schrieb J. Hirn auf dem ererbten Schlößlerhof neben einem Bauernhof zu Patsch, nahe der oft aufgesuchten Wallfahrt Heiligwasser, ins Reine, wie auf einer dort angebrachten Gedenktafel festgehalten ist. Der Schlößlerhof ging nach seinem Tode in fremde Hände über. Im Bauernhof nebenan leben noch Erinnerungen an den nimmermüden Gestalter des Werkes fort. Wären nicht die Ereignisse von 1914—1919 dazwischen getreten, stünden Hirns Persönlichkeit und Schaffen wahrscheinlich noch heute in lebhafter Tiroler Volksüberlieferung.

Hirn kämpfte seine feste Geistesrichtung persönlich zunächst in der Politik, dem damaligen letzten Geistesringen zwischen dem weltanschaulichen Liberalismus und Konservativismus des Altösterreichers, im Zeitalter des Deutschen Kulturkampfes durch, war 1889 bis 1897 konservativer Innsbrucker Gemeinderat, mit seiner ausgleichenden Art sozusagen weiterhin von der Opposition aus tätig, 1895 bis 1901 Tiroler Landtagsabgeordneter und saß 1895 bis 1897 im Tiroler Landesschulrat. An der 1892 erfolgten Gründung und Führung der Österreichischen Leo-Gesellschaft zur Pflege einer brückenschlagenden Wissenschaft, welche noch die Beschreibung und Würdigung des Tiroler Geologen, Kulturhistorikers, Dichters und Universitätsprofessors Dr. Adolf Pichler aus Erl (1819—1900), aus dem Nachlaß von Hirn eifrigstem Arbeitskollegen, dem 1920 verstorbenen Innsbrucker Univ.-Prof. und schließlichem Herrenhausmitglied Dr. Jos. Ed. Wackernell aus Göflan[9], herausbrachte und das mehrfache Zusammenwirken dieser drei Gelehrten hervorhob, nahm Hirn fast 20 Jahre hindurch stärksten Anteil. Er trat als Redner, Verfasser und Herausgeber in diesen Kreisen entscheidend hervor. Sein Innsbrucker Leibblatt „Neue Tiroler Stimmen" beschickte er noch aus der Ferne mit Zeitglossen und kleineren Studien. Auch diese blieben wie seine ernstesten Fachwerke emporführend und ausgleichend, klar und kernig gehalten.

Hiebei dürfen wir Hirns dankbare Kennzeichnung von Charakterköpfen aus der Tiroler Landeshauptmannsfamilie von Brandis in Lana und des Naturforschers Univ.-Prof. Dr. J. M. Pernter aus Aldein, eines weiteren Südtiroler Landsmanns, Innsbrucker und Wiener Kollegen, dem Hirn (wie Domanig) in inniger Freundschaft verbunden war und einen entsprechenden Nachruf 1909 widmete, und sogar Hirns kleine Anzeige von A. Nogglers Schrift über J. E. Sterzinger und das reich- und weitverzweigte Geschlecht der Sterzinger in diesem Buche nicht ungenannt lassen.

---

[9] Freiburg/Br. 1925; vgl. dazu das Vorwort des Herausgebers auf S. V—X und Register, S. 351 (Domanig), 352 (Hirn und Jäger), 354 (Pastor) und 355 (Wackernell). Über die Österr. Leo-Gesellschaft siehe Lexikon für Theologie und Kirche 6^2 (1961), Sp. 959. — J. Hirn, Josef Pernter, Innsbruck 1909.

Solche Sterzinger wurden, wie schon erwähnt, seit dem Jahre 1947 auch im Oberinntal und entlang der Straße des Fernpasses seßhaft. Angesichts der in ihren Reihen gemeisterten Aufgaben als Tiroler Landesverteidiger von 1703 und 1809 und in ihren Lebensberufen als Salzfaktoren, Postmeister, führende Gastwirte dies- und jenseits des Passes erlangten ihre Überlandbeziehungen und ihre Geschicke sogar in der Volkswirtschaft und Volkskultur des weiteren deutschen Südwesten Bedeutung. Selbst im eigenen Haushalt wirkte sich ihre Art aus. Sie überlieferten z. B. noch bescheidene Stubenkrippen mancher kleinerer, ihnen unterstellter Leute, von denen etliche aus dem Vinschgau und Oberinntal bis hinab ins nördliche Schwaben zeitweilig des Broterwerbs wegen in Betrieben Arbeit suchten, dort die Herstellung von Lehmfiguren näher kennen lernten und ihre Zusammenstellung von Krippen, freilich nicht gerade einheitlich, einbürgerten. Es war wohl die letzte vollständige Steilkrippe, zum Teil mit selbstgemodelten Lehmfiguren, aus der Hand eines krippenbauenden Sterzinger, die noch meine Jugend erfreute. Die meisten übrigen Krippen solcher Art wurden erst ein Halbjahrhundert später aus letztem Dachbodenkram wieder ans Licht gezogen und, belebt mit eigenen und anderen Figuren, auch aus Holz, selbst solchen aus Ammergau, Berchtesgaden und Gröden, neu zusammengestellt. Sie verleiteten voreilig zur Annahme, als wenn ihre Kernstücke allein in Nassereith oder im Oberinntal sich erhalten und daher hier ihren Ursprung hätten, ja, der Urtyp der Krippe überhaupt zu suchen wäre. Diese Bastler wollten so etwas wie ihr Weltbild oder Weltsymbol ausdrücken, ähnlich wie Tiroler Spielgemeinschaften sie durch ihre Vorstellungen vom Weltgericht und Erscheinen des Antichrists oder von der Lebensgeschichte des Erlösers veranschaulichten. Schließlich hatten sich dabei doch auch soziale und kulturelle Unterwanderungen und Vermischungen in der Gegend zwischen Nassereith und Mötz geltend gemacht, die z. B. zum tirolischen Sinngehalt der gesellschaftlichen Begriffe von Dörchern, Karrnern und Lanigern in der seßhaft verbliebenen Oberinntaler und Vinschgauer Bevölkerung führten.

Eine, die bairisch-tirolische Volksart freilich lebhafter und mehrseitiger ansprechende Mittlerrolle in der Krippenausbildung übten übrigens bisher übergangene süddeutsche Stifte, die in Tirol bis 1803 Güter besaßen, mit der Einführung von Haus-, Stuben-, Berg- und Kastenkrippen aus. Selbst angefeuert durch die Weitläufigkeit von Auftritten und durch die fürstliche Kostümpracht solcher Hauskrippen von München, Solbad Hall, Graz usw., darnach in Neustift bei Brixen, begünstigten sie diese Pflege neben den jesuitischen Kirchenkrippen. Das ist beispielsweise noch an den Frauenwörther Benediktinerinnen auf ihren Landgütern zwischen Ziller- und Ötztal zu verfolgen, so in dem krippenreichen ehemaligen Axamer Gericht[10]. Es wären daher noch manche stilistische, landschaftliche und

[10] Siehe die geschichtliche Einführung zur Ausgabe des Axamer Dorfschauspiels vom ägyptischen Joseph von 1677/78, hrsg. v. A. Kutscher und M. Insam (= Die Schaubühne, Bd. 45, S. 18ff.), Emsdetten 1945; Bezirksblatt Innsbruck-Land, Juni 1963, S. 1ff. Über die Neustifter Krippe vgl. „Die Weihnachtskrippe", Jg. 29 (Köln 1962) u. 31 (1964) mit mehr-

soziale Abweichungen im tirolischen Anteil der Weihnachtskrippe trotz R. Berliners Grundwerk, der Bücher über die schwäbischen Weihnachtskrippen von A. Manz und A. Walzer, N. Mantls von Fachgelehrten abgewehrten Vorstößen zugunsten eines Eigentyps von Nasserreither und Oberinntaler Krippen und der Schrift über Osttiroler Krippen von Frz. Kollreider, übrigens fast desselben ostalpinen Typs wie die Oberinntaler, anzuführen, nicht zuletzt vom Sterzinger Hochland aus. Solche könnten nämlich zugleich zu dessen besonderen Volkskunstverhältnissen, ihren motivverwandten Plastiken, selbst zu ihren Volksschauspielen und Dialogen seit den Bräuchen der Hirtenanbetung und des Kindelwiegens und zur einschlägigen Ortsdichtung führen, kurz, zu einer Kulturgeschichte dieser Landschaft. J. Hirn selbst hielt die geschnitzte Weihnachtskrippe noch bei seinen Enkeln in Bregenz hoch und sorgte jedesmal eigenhändig für die überlieferte figurenreiche Aufstellung. Weitere Veräußerlichungen des Festerlebens lagen ihm nicht.

Wie Prof. Dr. Hirn verankerten und vererbten die meisten Sterzinger in Wien, soweit ich sie dort persönlich kennen lernte, den heimatlichen Krippenbrauch mit Bedacht in ihren Familien. Ebenso scheint es bei den Hirn des Fernpaßgebietes und den dortigen Trägern des ursprünglichen Herkunfts- oder Beinamens Sterzinger im Allgäu, in Augsburg und im Elsaß nach familiären Traditionen gewesen zu sein. Doch hatten sich damals und noch viel früher Tiroler Abwanderer und Verpflanzer elterlichen Brauchtums auch im weiteren deutschen Sprachraum festgesetzt, deren mehrere z. B. der Freiburger Kulturgeograph Univ.-Prof. Dr. Friedrich Metz in einem Vortrag „Die Alpen im deutschen Raum" (Berlin 1934) oder in „Land und Leute, gesammelte Beiträge zur Landes- und Volksforschung" (Stuttgart 1961) erwähnt. Von sozialen Gesichtspunkten aus behandelte der Innsbrucker Univ.-Prof. Dr. Ferdinand Ulmer wiederholt solche Ab- und Auswanderungen tirolischer Bergbauern in den reichsdeutschen Süden und in die Schweiz. Hermann Wopfners „Bergbauernbuch" (1951—1960) blieb leider als Torso an den Wegkreuzungen unseres Umbruchsjahrhunderts stehen. Auch manche Kirchenbücher der Brenner- und Fernpaßgebiete einschließlich jener des Lechtals ergänzen solche Studien der Volksbewegung und erweitern die Vorstellungen von etlichen Folgen der aufgedrängten Verelendung und Ertüchtigung in der eigenen Volkskultur im allgemeinen.

färbigen Abbildungen. Sie dokumentiert zugleich alte alpine Beziehungen zwischen Krippe und Christbaum seit 1621. Ein weiteres Beispiel führt der Beitrag zu Steinbreners „Haus- und Familienkalender" für 1964 (Schärding 1963, S. 34—40) mit der Krippe eines innerösterreichischen Stifts aus der Zeit um 1740 vor. Vgl. noch M. Schrott, in: „Il Presepio", Roma 1962. Der jüngere, hängende Weihnachtsbaum setzte sich hingegen aus adeligen Salonen im tannenfernen burgenländischen Bürgertum eher fest; vgl. Leop. Schmidt, Österr. Ztschr. f. Volkskunde 1963, S. 213ff.

Die vielseitige und nachhaltige Krippenpflege, Masken- und Spielbetätigung des Dorfes Thaur hatte ihre stärksten Ausgangspunkte im Salinistenleben am Orte, in der dortigen Festsetzung der Jesuiten und in mancher Pilgerfahrt einzelner Thaurer ins Hl. Land gefunden. Das Dorf, zwischen Innsbruck und Hall gelegen, steht noch immer in alter, täglicher städtischer Berührung, wie schon der Dorfwitz ihrer marktbeschickenden Frauen bezeugte. Vgl. auch die Aufsätze von H. Mang, Al. Molling, J. Planck, J. Ringler und Leop. Schmidt der letzten Jahrzehnte in Innsbrucker und Wiener Zeitschriften und Büchern.

Wie viele und tüchtige Krippenbetreuer gerade nach Sterzinger Art und Sitte darunter erstarkten, läßt sich ebensowenig wie die Knappentöne und Volkslieder aus dem Talbecken auch nur annähernd mehr erfassen.

Die Krippe ist freilich nur ein Beispiel für die Entfaltung der Volkskultur im Sterzinger Fünftälerbecken, aber ein augenscheinliches, volksgemäßes und weitreichendes, von der Darstellung des Stalles, der Höhle oder Burgruine ausgehend, sich ausdehnend von den Davidschen Vorfahren und der Verkündigung des Engels an Maria bis zur Grablegung Christi, Weltgeschichtsereignisse und Bilder aus dem eigenen Volke in sich aufnehmend und Gesang, Vortrag und Spiel an sich ziehend. Wie das häusliche Schnitzen und Basteln sich bis zum beruflichen Kunsthandwerk gerade hier ertüchtigte, davon halten die Krippen der Schnitzerfamilien Probst aus Sterzing im Brixner Diözesanmuseum erstaunliche Zeugschaften fest.

Manches weitere Beispiel nachhaltigen Einsickerns von volksmäßigen Vorstellungen und Einrichtungen unmittelbar aus dem alemannisch-fränkischen Stammesraum auf die vornehmlich großbairisch-tirolische Volkskultur über den Fern-, Reschen- und Brennerpaß wie die Lehmfiguren von Steilkrippen enthält schon der sprachliche Volksausdruck westlicher Talschaften, so die Verkleinerungen von Heiligen- in Personennamen, wie Hies und Heiß aus Matthäus, Maaß aus Thomas, Santeler aus Chrysanth, Gilg aus Eligius, Kaßl aus Kassian, Haubold oder Haupolter aus Hugibald, das walserische Jais aus Jodok, während Geschlechter- und Hofnamen dieses Gebietes durch angehängtes l oder gar schon durch ein le oder li noch deutlicher wurden. Verschiedene Kulte von Kloster-, Kirchen- und Standespatronen, die dahin kaum ausgeschöpft sind, so z. B. der Heiligen Mang, Martin oder Wendelin, weisen ebenfalls auf diese alten Paßwege hin. Des letzteren Verehrung schloß sogar die Behütung des Westtiroler Viehexports nach dem Rhein und der Saar in sich. Die prächtige Kirche von St. Wendel in der Saarpfalz, die seither die Gebeine des Patrons birgt, wäre daher, doppelberechtigt, vom Brixner Fürstbischof, Kardinal Nikolaus von Cues, eingeweiht. Ein näheres Eingehen auf solche Zusammenhänge führte uns jedoch nur noch weiter abseits. Daher sei hier allein auf einschlägige Sonderarbeiten verwiesen, wie die Sprachforschungen von Eb. Kranzmayer, auf H. Finks Arbeit über die Kirchenpatrozinien Tirols, die 1928 teilweise gedruckt erschien, auf die Oswald- und Kümmernis-Studien in den „Spanischen Forschungen" I/20 (1962) und auf die Wendelin-Skizze in den „Tiroler Heimatblättern" 1964. Sprachliche und brauchtümliche Altertümer aus dem Oberinntal im Suganertal und in den Sieben Gemeinden, dem Cimbern-Bereich, deuten auf sehr frühe Abwanderungen (um 1100) hin. Schließlich befaßten sich Osw. v. Gschliesser und Nik. v. Preradovic in etlichen Beiträgen zu Sammelwerken der beiden letzten Jahrzehnte mit den neuzeitlichen Einwanderungen aus reichsdeutschen Ländern in deutschsprachige Erbländer Alt-Österreichs.

Um damit wieder auf das Ganze zu kommen, hatte gerade Sterzings Fünftälerbecken einen beachtlichen Besitz an ältesten sprachlichen Formen und Auseinandersetzungen, an eigenen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Erlebnissen und

Leistungen in seiner Bevölkerung festgehalten, die durch die Lage, Beschaffenheit und Berufe der Stadt und ihrer Umwelt erworben waren. Eine nähere Zusammenfassung steht noch aus, so auch der Sterzinger Krippenbasteleien vor den Familien Probst. Auf die literarische Volksbetätigung, die Mundartdichtung, weisen gedruckte vormärzliche Sammlungen von A. Emmert und K. v. Lutterotti und die neuere handschriftliche von M. Waizinger (Ferdinandeum, F.B. 560) hin. Zu ihren verschiedenen Weihnachts- und Krippenliedern gehört noch K. Domanigs Krippendialog, der bezeichnenderweise am Beginn seines dramatischen Dichtens stand, noch mehr gegen Ende der örtlichen Volkspoesie zu setzen ist. Ähnlich fällt die Großzahl von Sterzinger Mythen, Mären, Sagen und Legenden bei Alpenburg, Zingerle, Heyl, Dörler und Holzmann auf[11]. Neben ungleich veranlagten Wilden Männern und Frauen, neben Hexen im Verkehr und Bergbau, neben Burgen und Herren, neben Hochgebirgsbäuerlein und „Sterzinger Moos" befaßten sie sich vornehmlich mit der unheimlichen Person des Theophrastus Paracelsus und seiner Sterzinger Pestzeit wie auch mit landeseigenen faustischen Gestalten, so dem Pfeifer Huisele. Ein Grunderlebnis liegt in den eigenen Bergbauereignissen. Noch durch stärkeren Bevölkerungswandel und besonderes Anteilnehmen an den schwierigsten Landesgeschicken herausgehoben, wurde dabei dieser hochalpinen Natur eine ebenso kräftige Mundart und kernige Kulturlandschaft im Wechselstrom der Kräfte zu eigen. Daß ihre Volksgüter dafür bis zu mancher geschichtlichen Ausrichtung und Bildung führten, das erweisen schließlich die verschiedenen alten und neueren, kleinen und überragenden Heimatforscher und Historiker aus Sterzing, beispielshaft vertreten schon durch Angehörige der allein hier anzuführenden Geschlechter Hirn und Sterzinger[12], ohne daß wir gebürtige Sterzinger wie Lukas Geizkofler, Paulin Mayr, Bernardin Mohr, Januar Steiner, Ludwig Rapp, Konrad Fischnaler,

[11] Seit neuestem bemüht sich der sammeleifrige Hans Fink aus Brixen um die Erschließung von besonderen Sterzinger Volksgeschichten und Volksbräuchen in der 164. Schlern-Schrift, im „Schlern" 1960—1963 und in den „Dolomiten", dabei auch zu neuen sprachlichen und volkskundlichen Deutungsversuchen vorstoßend, z. B. des sogenannten Cimbern-Deutsch, das Eb. Kranzmayer fachlich betreut. Es ist zu hoffen, daß die Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes europäischer Völker e. V. auch in den Ostalpenländern festen Fuß fassen, zur stärkeren Beachtung und Erschließung des gerade hier reichen Erzählgutes des Volkes entscheidend beitragen und damit wieder Brücken freimachen wird, die seit langem verrammelt sind, gleichviel, ob dieses im deutschen, ladinischen, italienischen, windischen oder slowenischen Volkstum verankert ist; vgl. „Die Freundesgabe" 1963 dieser Gesellschaft, I, S. 4—12; „Tiroler Heimatblätter" 1962, S. 104—111. — Über des Paracelsus Beziehungen zu Sterzing siehe auch oben „Sterzinger Bürger- und Spielkultur", Kapitel 4, Anm. 20.

[12] Ein Stammbaum der Sterzinger von 1500 bis 1870 erliegt zweigeteilt im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (U 2206 u. 2211). Vgl. dazu: „Tiroler Heimatblätter" 1948, S. 76 ff.; dort auch Hinweise auf etliche ältere Sterzinger und auf einen Hof Nasaraid in Mareit bei Sterzing; 1947, S. 112 f., u. 1948, 84, auf die Herkunft des Ortsnamens Nassereith. Zur nicht einbezogenen Figur des „Sterzinger Manndls" beachte man dessen Anführung im Haller Heiltumbuch, hrg. v. J. Garber, Wien 1915. Über Archivquellen zur Tiroler Sippenkunde überhaupt vgl. 44., 48. Schlern-Schrift; H. Kramer, Schriften d. Bayer. Landesverein f. Familienkunde 12 (1940); weiters: Geistige Arbeit 9 (Berlin 1942), Nr. 14. Die entsprechende archivalische Anlage geht auf Karl Dörrer zurück. Vgl. darüber H. Wopfner, Tiroler Heimat 17 (1935), S. 4ff.; H. Kramer, Tiroler Tageszeitung 1963, Nr. 79, S. 4.

Oswald Kofler, A. Noggler, Franz und Leo Ploner, Joh. B. Baur, Franz Rampold, Albuin Thaler, Hans Larch, Jukundus Schmied, R. v. Klebelsberg und Ed. Baron Sternbach hier ganz ungenannt lassen dürften.

Die Namen Sterzinger und Sterzinger Manndl wurden schon im absinkenden Mittelalter als Übernamen in anderen Bergbauorten, vor allem des Fernpaßgebietes, aber auch im Pustertal gebraucht, teils in Erinnerung an die Wappenfigur der Bergbau- und Paßstadt, teils an wirklich übernommene Sterzinger Inwohner, Anrainer, Straßenmeister, Bergbauleute, wie selbst aus verschiedenen alten Pustertaler Stubenkomödien, vorab aus Prettauer Knappenstücken, hervorgeht (vgl. Schlern-Schriften, 53. Bd., S. 35ff.; „Der Schlern" 1962, S. 360). J. Hirn ließ solche „geschichtliche Neckereien" freilich noch nicht voll gelten. Er verlangte noch nähere Belege. Etliche Verwandte von Familien namens Sterzinger benützten diesen Familiennamen als Deck- und Ehrennamen in neuerer Zeit; vgl. z. B. Reimmichls Volkskalender für 1936, S. 163ff. (Innsbruck 1935).

* * *

So führen selbst Hirns kleinere Ausführungen und Hinweise doch noch immer zu Anregungen und Zusammenhängen wie die Berg- und Paßstadt selbst mit Nutzen in verschiedene Bereiche der politischen, kulturellen und selbst der genealogischen Geschichte Sterzings, Tirols und Mitteleuropas. Daher kam es auch, daß Hofrat Prof. Dr. J. Hirn als hochstehender Repräsentant seiner Heimat und Zeit und als weithin ansprechender Veranschaulicher der Vergangenheit des Brennerlandes in hohem Maße geschätzt wurde und seine grundlegenden Hauptwerke im wesentlichen unentbehrlich blieben. Kaiser Franz Josef verlieh ihm am 100. Todestag Andreas Hofers das Ritterkreuz des Leopoldordens zu dem Komturkreuz mit dem Stern des Franz-Josef-Ordens und der III. Klasse des österreichischen Ordens der Eisernen Krone. Die Wiener Akademie der Wissenschaften erwählte ihn ein Jahr darauf zu ihrem korrespondierenden Mitglied. Zu seinem 60. Geburtstag überreichten ihm seine Schüler einen Festkranz wissenschaftlicher Abhandlungen.

Die Aufspaltung des jahrhundertelang geographisch, historisch und geistig gefestigten Tirol und in der Folge dadurch auch die des persönlichen Zusammengehörigkeitsbewußtseins der Bevölkerung nördlich und südlich des Brenners hat Prof. J. Hirn nicht mehr erlebt, aber auch nicht die dadurch erstaunlich weiter gesteigerten Fortschritte der Geschichtswissenschaft unter seinen Schülern und Nachfahren, vorab aus seinem Heimatland Tirol.

M. Straganz, J. Hirn, Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs, Jg. 14 (1917), S. 195—202. Straganz vollendete und brachte den 2. Band von Hirn „Maximilian der Deutschmeister" heraus. Den vorgesehenen 3. Band abzufassen war auch ihm nicht mehr beschieden.

H. v. Voltelini, J. Hirn, Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften Wien, Jg. 67 (1917).

J. v. Kaksch, J. Hirn, Carinthia, Bd. 108 (1918), S. 64.

J. Ph. Dengel, J. Hirn und J. Pernter, und H. Hochenegg, Eine J.-Hirn-Straße in Innsbruck, in: Sechzig Jahre katholisches deutsches Studententum in Österreich, Innsbruck 1924, S. 18ff., geleitet von A. Dörrer.

J. Ph. Dengel, J. Hirn, in: Al. Lanners „Tyroler Ehrenglanz", Innsbruck 1925, S. 187.

W. Kosch, Das katholische Deutschland, Augsburg 1933, Bd. 1, Sp. 1607, mit Bild.

H. Kramer, J. Hirn, Tiroler Heimatblätter, Jg. 22 (1947), S. 51—53.

Zeitschrift für Rechtsgeschichte, germanist. Abt. 38 (1921), S. 467.

Deutsches biographisches Jahrbuch 1917, S. 658.

Österreichisches biographisches Lexikon 1815—1950 , Bd. 2 (1959), S. 329.

J. Hirn, Austria 1867—1870, in: Austria 1864—1914, Gedenkschrift, Innsbruck 1914, S. 14—21 mit Abbildungen; auf S. 155/56 Hirn-Bibliographie.

A. Dörrer, Entstehung der katholischen deutschen Studentenbewegung in Österreich (Akademische Bücherei, Nr. 6/7), München 1924; Hundert Jahre Helvetia oenipontana, in: Austrier-Blätter, Bd. 28 (Innsbruck 1959), S. 407—423, und Sonderdruck (1960).

Provinzial-Handbuch von Tirol und Vorarlberg, z. B. für das Jahr 1847, Innsbruck 1847 (über die Hirn S. 60, 62, 79, 197, 267; über die Sterzinger S. 91, 101, 213, 230, 262).

Schematismus der Geistlichkeit der Diözese Brixen, seit 1740 gedruckt, mit Angaben über etliche Stamser Zisterzienser namens Hirn; über eine als Lehrerin stark hervorgetretene Innsbrucker Ursuline M. Franziska Hirn; über einen Brixner Domherrn Franz Hirn; über einen Seelsorger von Ladis Marian Hirn; über den Münchner Theatiner und Hexenprozeßbeendiger Ferd. Sterzinger; über den Haiminger Pfarrer Ferd. Sterzinger aus Nassereith; über den Univ.-Prof. Ant. Reg. v. Sterzinger; über den Jesuitenrektor Franz Sterzinger in Straubing; den Prämonstratenser Cassian und den Franziskaner Kass. Hirn u. a. m. Über den Dichter Anton v. Sterzinger s. „Der Schlern" 1951, S. 425f.

R. v. Granichstaedten-Czerva, Bibliographische Quellen zur Tiroler Familienforschung (Quellenbücher zur Sippenforschung 1), Görlitz 1939, S. 82 (Hirn), S. 208 (Sterzinger).

H. Fieger, P. Don Ferdinand Sterzinger, München 1907, mit Sippengeschichte.

Frz. Kolb, Das Tiroler Volk in seinem Freiheitskampf 1796—1797, Innsbruck 1957, S. 873 (Register).

O. Stolz, Geschichte des Landes Tirol, Bd. 1, Innsbruck 1955, S. 817 (Register), bes. S. 79/80.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte, 9. Aufl., Registerband, Leipzig 1932, S. 1101/02.

Nachrufe in: Neue Tiroler Stimmen 1917, Nr. 30, 32, 34, 39, 47; 1918, Nr. 31; 1910, Nr. 20; 1871, Nr. 219; 1879, Nr. 185; 1899, Nr. 202, 243, 265.
Tiroler Anzeiger 1917, Nr. 61, 69; 1910, Nr. 20, 69; 1908, Nr. 157; 1932, 9. I.; 1934, Nr. 252.
Innsbrucker Nachrichten 1917, Nr. 31; 1927, Nr. 187; 1899, 242/43.
Tiroler Nachrichten 1917, Nr. 31; 1959, Nr. 21; 1897, Nr. 233, 1927, Nr. 187.
Dolomiten 1949, Nr. 26; 1950, Nr. 102; 1959, Nr. 184.
Allgemeines Literaturblatt, Jg. 26 (Wien 1917), Sp. 97—102).
Der Schlern, Jg. 22 (1948), S. 29, 67, 419; Wiener biograph. Lexikon des Almanachs der Stadt Wien. Austrier-Blätter, Bd. 15 (1946), S. 93; Bd. 20 (1951), S. 613.

5. Landeskünder und Kunstkenner Karl Domanig (1851 bis 1913)

Seine Tagebücher. Erneuerungsanfänge des Schlosses Ambras als Tiroler Schatzkästlein. Anno-neun-Dramatiker unter sich. Alttirol, Gegenwart und Zukunft des Bergbollwerks

Vom Tiroler Landeshistoriker aus der letzten altösterreichischen Zeit bis zum programmatischen Landeskünder ernsten, traditionsstarken Tirolertums war es in der Donaumonarchie nicht mehr weit, da sie selbst schon am Rande ihrer reichen Schlußernte stand. Die mehrmals miteinander versippten J. Hirn und K. Domanig wuchsen fast gleichzeitig nebeneinander zu Sterzing, Innsbruck und Wien in dieser paradoxen österreichischen Epoche auf, wurden Farbenbrüder und Arbeitskameraden in hochgezielten Körperschaften, in Zeitschriften und Buchreihen. Weniger als in der untersetzten, schulterbreiten, fast möchte man sagen: in der damals typischen Sterzinger Gestalt eines Dinariers mit hochalpinen Einschlägen eines überschneidenden, verbindlichen Typus schieden ihre Temperamente und Berufungen die beiden Sterzinger Stadtsöhne voneinander. Domanig blieb zeitlebens lebhaft, gemütsstark, erinnerungsfroh, angetrieben von künstlerischen Vor- und Darstellungskräften, wie ein neuer Romantiker denn auch oft im Widerstreit seines Lebens und dessen Grenzen widersprechenden Strebens, trotz mancher ihn anspornenden Erfolge schließlich zunächst nur eines Mißtons wegen verzagt und enttäuscht. Er stand dabei in großen Übergängen seiner Zeit und ihrer Weltanschauungen, des tirolischen und österreichisch-deutsch-katholischen Literaturklimas, aber auch zwischen dem Durchbruch des Defreggertums und des ostalpinen Fremdenverkehrs, im innersten Zusammenklang gefeierter Tiroler Tradition schließlich doch unentwegt als deren eifrigster Künder.

Was Domanig aber als tirolisch rühmte, das galt und gilt erst recht heute jedem naturstarken und aufwärtsstrebenden Volkstum vor den drohenden Gefahren der Zersetzung und des Aufgehens in eine Vermassung. Insofern sollte sein Tirol ein Vorbild sein und bleiben, d. h. noch weiterhin eine „providentielle Mission" als seelische ebenso wie als körperliche Sommerfrische erfüllen, eine Aufgabe, die ihn oft, als selbst in der letzten Schicksalsstunde des Landes stehend, zutiefst bedrängte und übermäßig antrieb, mit der aber auch sein Andenken und Wirken fortleben wird.

Die stark ausgeprägte Stammesart, die Hochgebirgskernigkeiten und örtlichen Beharrlichkeiten kamen daher im Dasein und Wirken der beiden Sterzinger verstandes- und gemütsmäßig ungleich zum Ausdruck. Immerhin erreichten beide den Höhepunkt ihrer entscheidenden Leistungen und Erfolge zurückschauend noch im selben Tiroler Erinnerungsjahr 1909, an das in der Landesgeschichte damals noch denkwürdigste Jahr 1809, wobei keiner etwa in Veräußerlichungen des 1909-Volksaufmarsches als der „glanzvollsten Verherrlichung jener Ruhmesgeschichte" aufging.

Wenn daher Sterzing und Tirol, jetzt zurückblickend, sich darauf berufen: „Beide Persönlichkeiten waren und bleiben unser!", so ist diese Festhaltung angesichts der

Verschiebung Sterzings aus der Herzgegend des historischen Tirol in die nördlichste und höchste Stadtlage der jetzigen Provinz Bozen, aber auch angesichts des Aufschwungs seines neuen Sommer- und Reiseverkehrs und des Hochgebirgssports, endlich aber noch eines zunehmenden Verständnisses für die eigenen großen Kulturdenkmäler erst dann voll angebracht, wenn infolge des Zerschlagens Alttirols ein neues, dauerhaftes Verhältnis zu diesen geistigen Brückenschlägern angebahnt, für Sterzing und Südtirol ihr Wesentliches als Dauergut erhalten und fortgeführt, zunächst der Einschnitt von 1918 im Volksbewußtsein als mitteleuropäische Amputation erkannt und zur Heilung auch dazu Karl Domanigs Landeskündertum zeitgemäß aufgegriffen und naturgemäß nach beiden Seiten durchgeführt wird.

Ich selbst hatte 1910/11 neuere Philologie an der Florentiner Universität, dabei viele Haßgesänge und Hetzreden wider das Österreicher- und Deutschtum gehört, bis ich wahrnahm, wie feine Toskaner Familien den verschrienen „Fremdherrschaften" noch unvergänglich Gutes nachzurühmen und vorzuweisen wußten und erst in einer Herzenskultur harmonischeres Leben auch zwischen ungleichen Ländern und Völkern für ein gefaßteres Italien erwarteten. Volksverheerende Folgen des Irredentismus hatte ich noch im Suganertal und in den Sieben Gemeinden selbst wahrgenommen. Karl Domanig hatte zuvor das „einige Italien" an den Toren des Vatikans und des Germanicums pochen gehört und in diesem Rom sein Leben für die Natur- und Hausrechte, aber auch für die Aufgaben und Pflichten seines kleinen Berg- und Paßlandes Tirol einzusetzen sich entschlossen. So manchem „Anima"-Gast und der deutschen Gemeinden in Rom, Florenz und Venedig, welcher der Sonne, der Landschaft, der Kunst und dem Volksleben Italiens gar vieles Erfreuliche abgewann, erging es ähnlich.

Domanigs Tochter Maria, der wir anschließend ein Plätzchen im Sterzinger Stadtbuch einräumen wollen, war zwar im Wiener Bereich geboren, aber durch ihr Zielstreben bezeichnenderweise gerade ins Bergbollwerk Tirol, lange nach Brixen zurückgeführt worden. Sie gestaltete die Volksfestigung ihres Vaters durch ihre entsprechende „Sonnenland"-Bewegung, die viele heranreifende Mädchen und Frauen deutschsprachiger Gesinnungskreise, selbst in Amerika, erfaßte, von Tirol aus für ein bedrohliches Umbruchszeitalter allgemeiner gültig aus. Endlich ließ sich vor wenigen Jahren einer der vielen Klosterneuburger Enkel Karl Domanigs als Geschäftsmann im Domanig-Haus zu Sterzing nieder und nahm dadurch örtliche Familienüberlieferungen, die schon 140 Jahre alt waren, von Karls Vater (1799 bis 1870), Karls Halbbruder Johann (1841—1877) und dessen Sohn Josef (1873—1952) auf sich, die der ganzen Stadt gedient hatten. Wiederum wie bei den Familien Probst, Gänsbacher, Mitterwurzer und Hirn kam der Stadt auch mit diesen Domanig viel kostbares Familienerbe zugute. Den für Sterzing schier selbstverständlichen Familiensinn nahm Karl Domanig als Grundnotwendigkeit jeder größeren Gemeinschaft auf. Zur deutlicheren Erkenntnis für Sterzing wäre hier freilich noch mancher schon oben angeführter Sterzinger Familie der letzten hundert Jahre wie der Fischnaler, Gänsbacher, v. Klebelsberg, Kofler, Noggler, Ploner, Probst,

Rampold, B. v. Sternbach zu gedenken, die jedoch außerhalb des mir gesteckten Rahmens stehen.

* * *

Eines der südlichsten rechtsseitigen Häuser der Sterzinger „Neustadt" zeigt eine marmorne Erinnerungstafel an seiner Straßenfront. In diesem Hause begrüßte nämlich Karl Domanig als Sohn des Kaufmanns und Magistratsrats Johann Domanig[13] und dessen zweiter Gattin Juliana Obrist am 3. April 1851 früh morgens das Licht der Welt. Er war ein Enkel des Schönberger Gastwirts und Postmeisters Elias Domanig, dessen Besitz knapp neben der heutigen Europabrücke steht (vgl. „Brenner-Autobahn" 1963), und des Stanser Bauern Anton Obrist, die beide in der Erhebung Tirols vom Jahre 1809 gewirkt hatten. Der Enkel stützte denn auch die Hochschätzung dieses Befreiungskampfes im harten Volksurteil, das angesichts eben der härtesten Folgen für das ganze Land nochmals nachwirkte. Verstimmt durch das „Metternich-System", das den Tirolern übel lohnte, wollte z. B. noch Johann Domanig, der sich doch inmitten des Jahrhunderts schon eifrig an der neuen Schützenbewegung im Lande beteiligte, lieber nicht an jene Zeiten schwerster Opfer erinnert sein und brachte viel eher das bäuerliche Ungeschick des Sandwirts als seine lautere Seelengröße zur Sprache. Karl stellte sich achtjährig (1859) an die Spitze einer Bubenschar, die am liebsten schon gegen die Garibaldiner, welche die

[13] Johanns Großvater Elias (1715—1786) entstammte einer alten Guts- und Gastwirtsfamilie aus Winklern in dem an Tirol angrenzenden kärntischen Mölltal. Wenngleich sein Name Dománig (Domenigg, Domenik) an seine ältere, windische Umwelt erinnert, waren er und seine Vorfahren nachweislich rein deutscher Herkunft. Er wanderte um 1730 nach Leisach in Osttirol aus, wurde dort ebenfalls Wirt und Gutsbesitzer und durch einen Wappenbrief ausgezeichnet. Seine Söhne Elias und Franz vermählten sich mit den beiden Erbtöchtern des Postmeisters und Postwirts Matthias Rott in Schönberg am Eingang des Stubai; aus des ersteren Ehe ging die Sterzinger Linie der Domanig hervor.

Zwischen Mölltal und dem östlichen Tirol bestehen seit rund 1000 Jahren solche Wechselbeziehungen der Bevölkerungen, die schon durch die bairischen Herzöge Tassilo und durch die Ordinariate Freising, Salzburg und Brixen begründet worden waren. Daraus erklären sich auch verschiedene geistige und schöngeistige Berührungspunkte, wie sie noch bei Literaten und Künstlern Osttirols zu beobachten waren. Man erinnere sich an den schier unerschöpflichen Volkserzähler Seb. Rieger (Reimmichl). Aber schon bei den sogenannten Erlauer Spielen des Hochmittelalters aus Gmünd im Mölltal fallen im Vergleich mit einer bisher wenig beachteten Gruppe des ehemaligen Sterzinger Spielarchivs, die etwas abseits von jener der Brennerstraße steht, solche Zusammenhänge auf und begründen erfolgreiche Spielvorstöße von Tirol aus in den Südosten des alten Österreich. Etlichen Vorgängen ging der südsteirische Volkskundler Leop. Kretzenbacher in neueren Veröffentlichungen über die Volkskultur Kärntens und Steiermarks nach, brauchtümlichen Erscheinungen G. Graber, O. Moser und slowenischerseits Niko Kuret u. a. m. Jedoch konnte seit K. F. Kummers Ausgabe der Erlauer Spiele (1883) den Grundfragen dieser Volksauswirkungen nur geringe Gründlichkeit gewidmet werden, da schon die entscheidenden Dokumente Innichens und Sterzings unerschlossen blieben. In Domanigs Schaffen verschob sich diese Mölltaler Grundlage nach der Mitte des Landes. Seltenere Beachtung fanden die volksmäßige Krippenpflege im Moll- und Lesachtal und sonstiges tirolisches Volks- und Brauchtum, nicht zuletzt das alte Wortgut und die Sprechweise, welche die Zusammenhänge dieser Übergangstäler mit denen Osttirols ins Licht rücken. Vgl. z. B. die einschlägigen Veröffentlichungen von Eb. Kranzmayer, Frz. Kollreider und Thom. Tiefenbacher.

Landesgrenzen beunruhigten, losgezogen wäre, und bedauerte, daß er noch als Fünfzehnjähriger (1866) nicht wider die Bedränger des Alpenbollwerkes Tirol ins Feld ziehen konnte. Auch der damals durch den Nationalismus erwachte österreichische Pessimismus fand in Karl keinen Nährboden. Sein Tirolertum erfuhr eine seltene Lebensläuterung und Vertiefung. „Wie oft habe ich noch später Adolf Pichler beneidet, daß es ihm vergönnt gewesen war, im Felde seinen Mann zu stellen[14]. Ich darf wohl sagen: Der Tyroler Patriot hat von Kindheit in mir gesteckt und ich habe ihn noch heute nicht losgekriegt, trotz alledem[15]!"

Jagen und Schnitzen guckte Karl seinem Vater ab. Die erzählerische Anlage dankte er seiner Mutter. Ihr Bruder Hans Obrist entfaltete sich um 1848 ebenso als eigenartiger wie als eigenwilliger Bauerndichter in Stans († 1882[16]). Sie selbst hatte die Aufmerksamkeit des lebhaften Schwazer Kreisamtspraktikanten Hermann v. Gilm im Hause des dortigen Kreishauptmanns erregt, so daß auch sie in Gilms schöngeistige Plänkeleien hineingezogen wurde. Darein verursachte der zeitweilige Jesuiten-Novize V. Gasser scharfe Antijesuitica Gilms im damaligen „Kampf der Geister", in dem Schöngeister wie Joh. Senn und Gilm persönlich voranstürmten. Daraus ergab sich eine noch lange trennende weltanschauliche Tiroler Tragikomödie, die als solche heute kaum erachtet wird[17].

Dankbar gedenkt K. Domanig seiner Eltern: „... jenes biederen Paars: des guten, vortrefflichen Vaters, dessen Beispiel, still und gesetzt, mir heute noch vorschwebt; und der Mutter, die mich geboren und sorglich erzogen, der ich das Meiste gewiß, was ich besitze, verdanke, viel am Körper und mehr am Geiste, den Sinn für das Schöne und des Willens elastische Kraft; den heiligen Schatz dann (nennt es Glauben, Liebe — den Trost und Inhalt des Lebens!), den mir sie in der Zeiten umstrittenster behütet. Wahrlich, was ich erreicht, wie viel es sei: durch das Erbe, das mir mutterhalb ward, nicht anders wär's mir geworden ..."

Unter den 13 Kindern Johann Domanigs aus erster und zweiter Ehe scheint das achte, das „Karele", das lebhafteste geworden zu sein, so daß seine Mutter dafür

---

[14] J. E. Wackernell, Adolf Pichler (1819—1900), Leben und Werk, abgeschlossen von A. Dörrer, Freiburg i. Br. 1925, S. 28ff.; A. Dörrer, Clemens Graf Brandis und Adolf Pichler, Veröff. d. Museum Ferdinandeum 31 (1951), S. 61—84.

[15] K. Domanigs literarisches Selbstporträt, 1907/08, zuletzt aufgenommen in seine gesammelte Werke, Bd. I, S. II/7.

[16] H. Obrist, Zither und Pflug, Zeitbilder des Jahres 1848, Innsbruck 1850. Vgl. noch des Vetters Frz. Obrist Weltreise eines Innsbrucker Schneidergesellen, hrsg. v. Rud. Henz, Wien 1955. Johann Georg Obrist, Sohn des Hans, 1843—1901, verfaßte außer verschiedenen Gedichtbänden die Erzählung von Sterzing 1215 „Jutta von Straßburg", Bozen 1875 und Innsbruck 1930, Erinnerungsbilder aus „Südtirol", hrsg. von seinem Sohne Walther, Innsbruck 1926 (mit biographischer Skizze). Außerdem entwarf A. Niggl eine Lebensstudie, Innsbruck 1901. Näheres in: Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. 3 (Wien 1926—1936), Register unter: Domanig und Obrist. Dieses Werk berücksichtigt auch Friedrich Mitterwurzer wiederholt.

[17] Anhand der verbliebenen poetischen und brieflichen Ergüsse schildern die „Gelben Hefte" (München 1925, S. 46—81 und 136—191), „Der Schlern" (Bozen 1924, S. 136—145, und 1925, S. 152) und das „Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Literaturen" (Braunschweig 1930, S. 169—212) diese kleinen Tiroler Stürme geistiger Entwicklung. Leider hüteten Gilms Angebetete, wie Pepi Kogler in Innsbruck, Juliana Obrist und Theodelinde v. Gasteiger in Schwaz, nur etliche der von Gilm an sie gerichteten Briefe und Gedichte.

stimmte, ihr Erstling soll den Vorbereitungskurs im Benediktinerstift Fiecht bei Schwaz, in das etliche Jahre zuvor sein Halbbruder Franz (1835—1892), der spätere bosnische Trappist P. Hugo, als Novize Stanislaus eingetreten war, durchstehen, bevor er das Staatsgymnasium der Neustifter Augustiner Chorherren im nahen Brixen aufsuche[18]. Je höher Karl darin aufstieg, desto stärker fiel jedoch sein unbändiger Bubensinn auf, so daß weder der weltliche Klassenvorstand noch die klösterliche Aufsicht seiner ganz Herr wurden. Der erzürnte Vater schickte nun seinen Sprößling auf Anraten seiner Tochter Maria Leopoldina (1837—1898), welche als Klosterfrau und zweimalige Oberin ein beschauliches Leben in S. Loreto zu Salzburg führte, ins dortige erzbischöfliche Knabenseminar „Borromäum", in dem Karl sich zwar mit den nachmaligen Theologiestudierenden Josef Altenweisel und Nikolaus Recheis befreundete, jedoch infolge zu enger geistlicher Hauszucht arg unter Heimweh nach den freien Bergen litt. Der Junge gedachte 1866 Österreichs Sieges bei Custozza in einem Gedicht, das Aufsehen in der Schule erregte und sein dichterisches Selbstvertrauen weckte. Das Eigenwillige und Selbstbeschauliche des Tirolers aus dem Hochgebirgsstädtchen wurden durch ähnliche Augenblickserfolge weiter bestärkt. Der Vater ließ sich erweichen und Karl im Herbst 1867 im Benediktinergymnasium zu Meran studieren. Ein Biograph Andreas Hofers, P. Zölestin Stampfer, verstärkte in dem Studenten die ideale Anschauung vom alten Tirol. Karls Teilnahme an der damals von oben her verpönten Pennalie „Merania" brachte ihm aber in seiner Sturm- und Drangzeit fast das *consilium abeundi* ein. Daher studierte er daheim für sich und maturierte als Externist im Juli 1870 in Meran. Die damaligen Tiroler Mittelschulverhältnisse wurden durch Domanigs Erlebnisse grell beleuchtet. Auf Grund persönlicher Aussagen und amtlicher Beurteilungen ist Domanigs bewegte Studentenzeit (1861—1875) in einer Broschüre (Akademische Bücherei, Heft 2/3, München 1924) dargetan. Einzelne von Domanigs Schulfreunden wie Recheis erleichterten ihm die Wiedergewinnung des seelischen und religiösen Gleichgewichts[19].

Inzwischen war dazu noch Karls Vater im 71. Lebensjahre gestorben. Er hatte bei Errichtung der Franzensfeste und der Brennerbahn ansehnliche Aufträge von Eisenlieferungen erhalten und sich dabei zu einem der vermögendsten und angesehensten Bürger von Sterzing aufgeschwungen. Nachgerade empfand er jedoch auch die Nachteile, welche die Übernahme der Frachten durch die Bahn zunächst dem noch gedeihenden Gewerbe des Städtchens einbrachten. „Kinder, reißt das Gras vor dem Hause aus!", konnte er, oft ganz verärgert, beim Heimkehren ausrufen, wenn er wieder einmal bemerkt hatte, wie zwischen den derben Pflastersteinen Halme gediehen, in der einzigen breiteren Straße des Städtleins, in der doch ein Gasthaus

[18] Über die kulturelle Bedeutung der Propstei Neustift und ihrer Schulen für Südtirol vgl. das 2. Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstituts, Bozen 1962, S. 53—112, 233—249, 392ff., mit Bibliographien. Zu S. 109ff. ergänze noch über den Gymnasialdirektor Dr. J. Chr. Mitterrutzner: Osw. Menghin, in: Jahrbuch des Österr. Priestermissionsbundes 1936, S. 19—28.

[19] Nik. Recheis blieb zeitlebens ein treuer Anwalt und Förderer der studierenden Jugend. Vgl. seine Biographie in der 70-Jahrschrift der Haller „Sternkorona", verfaßt von Flor. Nothegger, Solbad Hall 1958, S. 38—45.

neben dem anderen den Fuhrleuten schon seit vielen Generationen zur Einkehr winkte.

Die Häuser und Geschäfte Johann Domanigs und seiner ersten Frau in Sterzing, Gossensaß und Leisach hatten die Kinder jener Ehe übernommen. Seine Witwe übersiedelte im Herbst 1870 mit Karl und drei Töchtern nach Innsbruck. Hier belegte Karl Vorlesungen über Philosophie und Geschichte als Grundlagen zu einer beabsichtigten juridischen Ausbildung, die ihn zur Laufbahn eines Volksmanns befähigen sollte. Nachmalige Führer im Tiroler Landhaus wie Theodor Kathrein aus Salurn, Josef v. Wackernell aus Innsbruck und andere, ältere Bundesbrüder der Innsbrucker „Austria" standen ihm hiebei als Vorbilder lebhaft vor Augen.

„Austrias" Annalen verbuchten nämlich schon unterm 24. Oktober 1870 eine offizielle Kneipe beim „Dreher" (dann „Bürgerliches Bräuhaus"): „Bemerkenswert ist dieselbe durch den Eintritt eines neuen Fuchsen: stud. Carl Domanig vulgo Götz, welchen stud. Bertha, wegen Unwohlseins des Fuchs-Majors, selbst recipierte. In der Folge der zu schönsten Hoffnungen berechtigenden Aufnahme große Fidelität..." Bertha von Schwann hieß sich der Mediziner August Lieber aus Camberg in Nassau, der spätere Innsbrucker Hochlands- und Christussänger und Bruder des Zentrumsführers Dr. Ernst Lieber, dessen Ernennung zum Ehrenmitglied der „Austria" Domanig 1871 gleich der A. Jägers betrieb. Götz erwählte sich den kongenialen Bertha zu seinem Leibburschen. Er selbst hatte sich schon in der Meraner Pennalie als Götz von Berlichingen, getreu seiner damaligen Sturmzeit, ansprechen lassen. Neben Lieber als Senior wirkten Georg Jehly vulgo Aesop, der nachmalig kampfesfrohe und geistsprühende Kopf der „Neuen Tiroler Stimmen", der anhängliche Schweizer theol. Karl Thüringer vulgo Welf und andere unentwegte Lebensfreunde Domanigs an der Spitze der Aktivitas. Ihm folgten der Schweizer Hüne theol. Alois Reichlin vulgo Tamerlan und der Pfälzer theol. Franz Bettinger vulgo Firdusi, schließlich Erzbischof und erster Kardinal in München, der schriftstellernde Vorarlberger jur. Alfred Ebenhoch vulgo Castor, der erste christlichsoziale Minister Altösterreichs, endlich der Brunecker theol. Josef Seeber vulgo Wolfram, Dichter des „Ewigen Juden" und des Tiroler Herz-Jesu-Liedes, und weitere in der „Austria"; sie bereicherten hernach auch das katholische Kulturleben in erfreulichem Aufschwung. Die Verbindung zählte bald 20 auserlesene Aktive bei 400 bis 500 Hochschülern in Innsbruck. Nach dem kritischen Jahr 1869/70 und bei der Zuwendung von Domanigs zunächststehendem Gymnasialfreund und einem Vetter zu Corps war daher die Freude über seinen Eintritt in die „Austria" begreiflich.

In diesem in sich geschlossenen Kreis hochstrebender Kommilitonen formte sich Domanigs lebhafte Art weltanschaulich und vermochte sich dauerhaft zu kräftigen und gesellschaftlich verbindlich auszuweiten. Schon J. v. Ficker hatte auf den befestigenden Vorteil des damaligen Innsbruck als einer vornehmlich von bewußten Katholiken der österreichischen Alpenländer, des anschließenden Bayern und Schwaben, des Rheinlands, Westfalens und Schlesiens besuchten Universität und auf deren damaligen Ausbau der Theologie durch die Jesuiten und der medizinischen

Fakultät hingewiesen. Solche Vorteile der Alpenhochschule, die ihrer Lage inmitten der Berge und des historischen Tirol noch weitere in ihrem Aufstieg verdankte, wurden freilich nicht mehr vor dem politischen Sieg der liberalen Partei des Gemeinderats voll gewertet. Daher begann nun ein arges Ringen unter den Gebildeten, vornehmlich in zwei Parteilagern. Domanig selbst war von den ältesten demokratischen Traditionen Tirols erfaßt. Daher rühmte der junge Götz in seinem Pflichtvortrag vor seinen Bundesbrüdern die Republik als die ideale Ordnung für den freien Bürger. Der Annalenschreiber vermerkt freilich dazu: „Form glänzend, mit zu poetischem Schwung, zu idealer Standpunkt. Immerhin einer der besten Vorträge."

Im Wintersemester 1871/72 zum Senior gewählt, steuerte Domanig ein neues Bundeslied bei, schmückte selbst die Kneipbuden und Festsäle der „Austria" und erregte nun erst recht durch seine schwungvollen Pauken und Poesien Aufsehen. Wie der forsche Student in Flaus, Koller und Kanonen, ins schwarze Haar die selbsterfundene, mit ihren Goldstrahlen leuchtende Sternmütze gedrückt, durch die Maria-Theresien-Straße der alpinen Musenstadt einherzog — der Offizier, der Kaiserjäger-Einjährige und der Student in Farben stachen nicht bloß auf dem Bummel im damaligen kleinen Innsbruck mächtig hervor —, mochte die Bürgerschaft wohl annehmen, daß sich in und mit diesem Götz die alte Studentenromantik der abgesunkenen deutschen Burschenschaft im christlichen Sinne erneuere. Ein gut Stück Bursch, etwas ewig Jugendliches verblieb Domanig das ganze Leben, ja, auch der österreichischen Alpenuniversität lange zu eigen.

Sein Blick war nun schon keineswegs nur auf den Austrierkreis und Tirol allein beschränkt. Im Sommersemester bezog Domanig, deutlich nun als Jurist, die Straßburger Universität im neuen deutschen Reichsland. Zu gerne hätte er hier einen ähnlichen Freundeskreis deutscher Katholiken zusammengebracht, damit einen festen Kern heimatbewußter Elsässer verstärkt, eine neue C.V.-Verbindung aufgetan. Aber die Stimmung und Ausrichtung der Bevölkerung war in dem von preußischen Militär strotzenden Elsaß und Lothringen nicht darnach. Dafür gewann der Tiroler einen Blick. Schon mit dem Erlernen des Französischen kam Domanig bei seinen vielen Vorhaben und seiner Vorliebe für das Altelsässertum damals nicht gerade weit, obgleich ihm Prof. Dr. Korum, der spätere Bischof von Trier, beistand. Um wieviel mehr schätzte er nun sein viel einheitlicheres Tirol wie ein kleines Vorbild nun wirklich als ein Bergbollwerk Mitteleuropas und fühlte sich zu dessen Bewährung seinem engeren Volke noch mehr als bisher verpflichtet. Das tritt schon in seinen damaligen Gedichten und Briefen deutlich hervor, wird ihm aber erst in Rom so recht bewußt.

Aus einer eindrucksreichen Rhein- und Kunstreise von Brüssel, Antwerpen, Köln und Mainz nach Innsbruck zurückgekehrt, wurde Domanig durch „Austria" im Wintersemester 1872/73 neuerdings an die Spitze gestellt, obgleich die eigene Gesundheit, Fortbildung und Familie widersprachen. Sein Leibfuchs und innigster, oftmals ausgleichender Freund, jur. Adolf Bruder vulgo Swed, der als einer der ersten christlichen Nationalökonomen in Tirol Urheber des Staatslexikons der Görres-

Gesellschaft wurde, war zwischenhinein im Sommersemester 1872 Senior der „Austria" gewesen; er, dazu Nik. Recheis und andere Bundesbrüder nahmen Götz manche Verbindungsarbeit ab; denn diese wuchs mit seinem Entschluß, schon 1873 den zehnjährigen Bestand der Verbindung eindrucksvoll zu gestalten. Dazu brachte er seine erste Broschüre gleich in zweifacher Ausgabe heraus: Eine ‚katholische' Burschenschaft, geschrieben von stud. jur. Karl Domanig, Bursch der Austria. Im Anhang: Scholaren-Lieder. Sie blieb lange die Apologie des katholischen Verbindungswesens, das von Innsbruck aus sich langsam, aber sicher auch in Wien und Graz durchsetzte, bewährte und zum größten Teil bekenntnisfreudig selbst die beiden Weltkriege überstand. Seine Frühgeschichte ist eng verbunden mit diesem idealen Geist, Opfermut und der Ausdauer tirolischer Akademiker, wie Korrepetitor Barth. Fiechtl, Kustos Dr. Ad. Bruder, die Univ.-Professoren Dr. J. Hirn und Dr. J. M. Pernter, Senatspräsident Dr. Franz Schumacher und dessen Bruder, akad. Maler Philipp Schumacher, allen voran die beiden Sterzinger Hirn und Domanig, verknüpft.

Das Bekenntnisheft ist in der für Domanigs weitere Programmschriften und Dichtungen typischen Ich-Form verfaßt und poetisch ausgestattet, hier eines Gesprächs mit einem Corpsier über Duell, Katholizität und Heimatbewußtwerden im Studenten, mit anschließenden Bekenntnispoesien von ihm, von Swed und anderen „Austriern", endlich der Formulierung des „Bierdoktors", den Götz zuerst selbst vorschriftsgemäß errang, sozusagen als den Kronenorden des echten christlichen Burschentums deutscher Nation der siebziger Jahre.

Das 10. Stiftunsgfest führte Domanig mit seiner neuen Standarte, an der Spitze seiner „Austrier", in seine Vaterstadt Sterzing, die ihnen gastliche Aufnahme und eine romantische Burgenkneipe bereitete. Bei dem Ausflugsziel spielte freilich auch eine „Liebe" mit, damals Domanigs A und O, wie er das Sternwirtstöchterl Anna O., die Heldin seines Gedichts „Platonismus", nennen konnte. Das ganze Stiftungsfest kostete der „Austria" selbst 100 Gulden. Sie brachten Domanig noch einige Sorgen und Opfer ein.

Um sich nicht selbst zu verlieren, entschloß sich Domanig nun aber doch kurzerhand, bezeichnenderweise auf den Rat des von ihm verehrten Professors für Katechetik und Rhetorik, Dr. Jos. Jungmann S. J., die Vermittlung des mit ihm entfernt verwandten Brixner Fürstbischofs Dr. Vinzenz Gasser anzunehmen, als Konviktor im Collegium Germanicum des alten Römisch-Deutschen Reiches, des berühmten Instituts der Gesellschaft Jesu zu Rom, aufgenommen zu werden, um seine philosophischen Studien abzuschließen, ohne sich schon für den Priesterberuf selbst, der doch in seiner eigenen Familie und engsten Heimat damals für Begabte als das Zunächstliegende auch hoch geschätzt und geehrt wurde, entscheiden zu können. Tatsächlich verließ Domanig im August 1875 als durch P. Peronne promovierter Doktor der Philosophie das Kolleg. „*Quod ad statum ecclesiasticum*", wie der Rektor und nachmalige Kardinal Dr. A. Steinhuber, eigenhändig vermerkte, „*vocatus sibi minime videretur. Bonus adolescens bonoque ingenio praeditus perseveravit in bene*

coeptis." Sein Salzburger Mitschüler, der spätere Brixner Fürstbischof Dr. J. Altenweisel, trug dazu bei, daß sich der freiheitsdurstige Tiroler der Stilleinsamkeit des Kollegs, der roten Kutte und der Hitze Roms anpaßte, zuerst den Knebelbart opferte und das anfängliche Rauchverbot verwand.

Hier entschied sich aber auch Domanigs Art literarisch-patriotischer Apologetik zum erstenmal, als er in einer rhetorischen Übungsstunde zu sprechen hatte und eine Geschichte von daheim „Vom Segen Gottes" vorbrachte, als wenn er sie Tiroler Bauern darlegen wollte. Hier entstand weiters seine hoffnungerregende Sterzinger Mundartdichtung „In der Christnacht", also in einer Zeit, da solche bei Gebildeten noch nicht oder schon lange nicht mehr üblich waren, endlich ein kleines, klassizistisches Symbolstück „Braut des Vaterlandes", die Keimzelle und das schließliche Vorspiel seiner Trilogie „Der Tyroler Freiheitskampf".

Die guten Eindrücke bei den ersten Hörern ermutigten Domanig in der ihm nun klarer vor Augen getretenen Lebensaufgabe: als ein Werkzeug, ein Leutpriester anderen Sinnes, als ein Laienpriester seinem schon stark umbrandeten Tiroler Volk und damit vorbildlich jedem heimattreuen, d. h. landschaftverbunden gebliebenen, in Religion, Heimat und Herkommen verankerten Volkstum und dessen Ausdruckskunst, als ein Volksschriftsteller und Dolmetsch, ähnlich wie Jeremias Gotthelf, Peter Hebel oder Alban Stolz, Heinrich Hansjakob, H. Mohr oder Dante Alighieri bis Alessandro Manzoni, die ihm vornehmlich in Rom zu eigen geworden waren, zu dienen.

Wie oft und erschütternd mußte Domanig nun aber bald auch an sich selber erleben und erkennen, daß vieles ins Wanken gerät, wofür man sich im besten Glauben und Lebensalter für das Volk hineingearbeitet hat. Im besonderen wollte er doch noch abwehren, daß dieses sein Tirol wie andere Kerngebiete im Gebirge einer zivilisatorischen Schicksalsstunde Europas entgegengetrieben würde, die dem Lande schließlich noch die regionale Auseinanderreißung und seelische Verkarstung seines kernigen alpinen Wurzelbodens einbrachte, mit der Verkennung von Wildbachgefahren und Vermurungen, die die soziale und sittliche Preisgabe des Landes und seiner Umwelt ergebe. Domanig hat dieses zunächst äußerlich ärgste Mißgeschick Tirols nicht mehr erlebt. Wie aber auf den Friedensvertrag von 1805 jene der Jahre 1813—1815 folgten, dürfte ein befriedetes und einiges Europa erst nach Selbsteinsicht und entsprechender Bereinigung der Lebensrechte des an sich kleinen deutschen und ladinischen Tirol, aber auch Italiens ganz zustande kommen.

Immer wieder setzte sich Domanig im selbst durchlebten letzten Vorspiel zu dieser Katastrophe für den naturgegebenen Bereich der christlichen, abendländischen Grundfeste Europas ein, ja, der programmfeste „Priester" Domanig wurde wie wirkliche Seelsorger, Prediger oder Kritiker gar manchem ein unerwünschter, öffentlicher Mahner, um so mehr, als er mehr als Idealist denn als Realist, mehr als Konservativer denn als Fortschrittlicher im praktischen Leben und Schaffen erschien. Er wirkte zunehmend, am eindrucksvollsten und nachdrücklichsten bis zu seinem Tode immer wieder mit seiner eigenen, herzwarmen und daher überzeugenden Persön-

lichkeit, vorab in Familien- und Freundeskreisen, als Mann selbstbewährter, ernster Lebensauffassung und Pflichterfüllung im öffentlichen Leben, mit heiterem Sinn und mit Güte bedacht. Daher entwarf schließlich einer seiner Vettern, der charakteristische Zeichner Südtirols, Hugo Atzwanger, jenes treffende Aquarell in den letzten Jahren Domanigs (s. „Der Schlern" 1962, S. 112), wie dieser, auf der Schwelle eines dortigen Hofes sitzend, etwas auseinandersetzt, was Domanig gegenüber seinen Freunden gerne tat; der andere Landsmann, Albin Egger-Lienz, hielt den sinnenden, grundgütigen Vater Domanig als Sechziger in einer Farbenskizze fest.

Vor allem in der Kunst, die Domanig zu Rom so vielfach und großartig umgab und anzog, traten die Idee, die Erfahrung, die Menschen, die eigene sittlich-schriftstellerische Aufgabe in den Vordergrund seiner Seele. Die feierlich-ernste, antike und romanische Kunst und die herbe deutsche Malerei, Plastik und Architektur hatten es ihm hier angetan. Die Renaissance und selbst das Barocke empfand er eher als das Einheitliche zerstörende Mischungen, die sich von der äußeren und inneren Architektonik losgesagt hätten. So ging er schon in Rom in Kunst und Umwelt vom Einzelnen aufs Ganze und Typische, vom Kleinen aufs Große, vom Konkreten aufs Ideelle aus, selbst eher ein Zeichner als Maler, auch schon mit einem eigenen Blick für Münzen und Medaillen im persönlich Bildlichen verhaftet.

Nach vier Wochen Aufenthalt in Monte Cassino, mit einem neuen Vollbart das gebräunte Antlitz umsäumt, kehrte Domanig nach Tirol zurück.

Mich überkam es still und mild
Als wie ein Frühlingsregen
Und siebenfarbig, Bild an Bild,
Seh' ich den Gottessegen.
O tu dich auf, lieb Seele mein,
Und laß den Himmel tauen!
Nun dürfen alle Engelein
In deinen Himmel schauen.

Was die gute Mutter, durch den Wiener Bankkrach empfindlich für sich und die Ihrigen getroffen, ihrem Karl ersehnt hätte, eine auch materiell gefestigte Lebensstellung, das hatten weder der *Doctor cerevisiae* noch auch der *Doctor romanus* eingebracht, noch ergaben seine nun folgenden germanistischen Arbeiten unter Univ.-Prof. Dr. Ignaz Vinzenz Zingerle aus Meran über die Entstehung von Wolframs Titurel, den Gral des Parzival und die Heimatfrage Walthers von der Vogelweide. Letztere feuerte für den großen „Landsmann aus dem bei Klausen liegenden Vogelweiderhof" an. Für uns sind diese Publikationen Domanigs zunächst mehr charakteristische Leistungen jener schwärmerischen Innsbrucker Germanistenzeit, welche in Domanig einen geistesverwandten Dichter dazugewonnen hatte. Sie verstärkten die neuromantische Ausrichtung in seinen nächsten Dichtungen. Die Ergebnisse seiner Parzivalstudien fanden aber auch Zustimmung bei Fachleuten wie K. Burdach.

Doch erst mit der Annahme des Pustetschen Antrags, zur Fortsetzung des vormärzlichen Tiroler Nationalkalenders einen vorbildlichen Tiroler Kalender zu beginnen, schien Domanig ganz in sein Element zu rücken. Die drei Jahrgänge, für

1878 bis 1881, wurden nämlich so etwas wie Bahnbrecher und Vorbilder für eine erhöhte und vertiefte Kalenderpraxis in Tirol und über die Alpen hinaus, vorbildlich bis herauf zu Reimmichls Volkskalender. „Ich sagte mir: Der Kalender ist doch das einzige Buch, das in jedem Tyroler Hause gekauft und während eines ganzen Jahres gelesen wird; und dieses einzige und beste Mittel, um auf das Volk zu wirken, ist bei uns völlig vernachlässigt worden; denn Kalenderschreiben war damals bei uns zulande so ziemlich das gemeinste Handwerk. Ich bin also Kalenderschreiber geworden und habe es dahin gebracht, daß schon am zweiten Jahrgang des ‚Tyroler Kalenders' hochangesehene Gelehrte, darunter auch andersdenkende, und führende Politiker mir ihre Beihilfe liehen, ja sogar ihre Aufsätze größtenteils mit Namen zeichneten. Der dritte Jahrgang brachte es, was für eine für Deutschtyrol beschränkte Druckschrift damals sehr viel war, auf eine Auflage von 20.000 Exemplaren." Nach Domanigs Abgang leitete Dr. Theodor Kathrein den Kalender.

Domanig hatte mit großem Fleiß an seinen drei Kalendern gearbeitet. Die Rubriken schmückte er mit Originalvignetten von Edm. v. Wörndle und selbstgewählten Sprüchen aus dem 16. und 17. Jahrhundert und aus Werken Goethes, stellte selbst Gedichte, Anekdoten, Sagen, Erzählungen und geschichtliche Rückblicke bei, brachte Bemerkungen zur heimischen Kunst und begann die Entwicklung des freien Bauernstandes in Tirol mit Hilfe des ihm nun näher befreundeten Historikers Univ.-Prof. Dr. Albert Jäger zusammenzustellen, worauf Jahrzehnte später Spezialisten zur Kennzeichnung tirolischer Demokratie zurückgriffen. Nicht zuletzt setzte sich Domanig schon in seinen Kalendern zum Ziele, den Geschmack und den Sinn für das Schöne beim Volk in Wort und Bild zu fördern. Von diesem Beginn seines Volksschrifttums bis zu seinem Tode schrieb Domanig den Landesnamen „Tyrol", damit schon an altgeschichtlichen Schreibweisen und Prägungen und an dem dokumentarischen Eigenbestand des Landes im Gebirge festhaltend; er kam ungewollt internationalen Schreibungen des Landesnamens entgegen, deren Zahl sich indes vermehrte. Die verzweigteste Verlagsanstalt im Lande schreibt sich seit rund 60 Jahren „Tyrolia[20]". Desgleichen der hervorragende Kunstmaler Hans Weber-Tyrol usf.

Noch ein Beispiel seiner Kalenderfortschritte sei herausgehoben. Schon im ersten Jahrgang brachte Domanig J. Mosens Andreas-Hofer-Lied, die heutige Tiroler Landeshymne, mit der Singweise und dem Vermerk: „Dies Lied, man kann es singen hören in aller Herren Länder, nur nicht bei uns! An vielen Orten in Deutschland und der Schweiz wird kaum ein Fest abgehalten, ohne daß dabei der ‚Andreas Hofer' gesungen wird: bei uns im Volk kennt man kaum das Lied! Das sollte doch wohl anders werden!" Diese Aufforderung wie schon seine Vorstellung der Mitterwurzer-Mutter sind auch deshalb hier wörtlich wiedergegeben, weil sie wie die meisten Volksgeschichten Domanigs sein gesprochenes, nicht geschriebenes Deutsch festhalten.

---

[8] Zur Geschichte der Verlagsanstalt „Tyrolia" und der daraus nach der Landesteilung erfolgten Südtiroler Gründung der „Athesia" vgl. Gutenberg-Jahrbuch 1950, S. 274—279.

1878 waren außerdem Tiroler Spielkarten nach den Zeichnungen von Edm. v. Wörndle unter Mitwirkung Albert Jägers mit Domanigs Sinngebung dieser „Tiroler Geschichte in Bildern" zur Kräftigung des Landesbewußtseins erschienen. Darin trifft man u. a. zum erstenmal seit H. v. Gilms Gedicht das Bild des Sängers und Tondichters Oswald v. Wolkenstein in Volkshänden, auf den zunächst ein englischer „Entdecker des sensationellen Tirol" hingedeutet hatte. Das Kartenspiel hatte sich seit dem ausgehenden Mittelalter im Land eingebürgert und entwickelt. Seine Ausrichtung auf die eigene heimatliche Vorstellungswelt und Geschichte führte jedoch erst Domanig mit der Herstellung im Lande durch. Noch 1929/30 brachten die „Tiroler Heimatblätter" diese Karten und Domanigs Erklärung als ein bedeutsames Volksbildungsmittel in Erinnerung. Solche beispielhafte Förderungen des Vokswissens leistete Domanig nun wiederholt auf eigenen Antrieb und eigene Faust.

Mehrfache Angebote, die Leitung einer entsprechenden Zeitung oder Zeitschrift in Tirol oder Bayern zu übernehmen, lehnte der freiheitsbewußte Domanig dagegen mit dem Hinweis ab: „Lieber Holzhacker als Journalist!", regte aber die Gründung der Wochenausgabe der „Tiroler Stimmen" an, nämlich den „Andreas Hofer", in Fortsetzung der volkstümlichen tirolischen Wochenblätter seit Mitte des 17. Jahrhunderts, die noch zu Domanigs Lebenszeit in Reimmichls „Bötl" und in der „Tiroler Bauernzeitung" ihre größte Landesverbreitung erzielten (vgl. Archiv für Bibliographie III/1, Linz 1930). Gelegentlich arbeitete Domanig an diesen Blättern mit.

Domanigs Freundeskreis weitete sich in Innsbruck beträchtlich aus, zunächst durch die „Austria", so mit dem nachmaligen nordamerikanischen Theologieprofessor Dr. S. Lebl am Seminar in Saint Francis († 1907), der Domanigs Veröffentlichungen immer als erster, vorab in der Tiroler Kolonie von St. Louis, bekannt machte und Aufführungen seiner Historien veranlaßte, mit seinem späteren Schwager, Wirtschaftsdirektor Prof. Hans Metzler († 1897 auf der Fahrt von Bangkok nach Hongkong), mit dem Arzt Dr. Fr. J. Gmeiner († 1915 in Bregenz) und manchem anderen „Austrier", mit dem er zeitlebens in Briefverkehr blieb und den er gelegentlich auch aufsuchte.

Die innigste Verbindung mit Dr. Ad. Bruder vertiefte sich umsomehr, als verwandte Schicksale beide bedrückten. Bruders Habilitation wurde aus weltanschaulichen Gegensätzen zum Schaden der damaligen Volkswirtschaft im Lande verworfen. Er mußte sich mit dem Dienst als Universitätsbibliothekar abfinden († 1896). Der Gatte von Domanigs ältester Schwester Julie, Dr. Liberat Wolf aus Stockach im Lechtal, wurde vom Mittelschuldienst in Tirol ferngehalten und starb als Profesosr 1879 in Triest, dessen Klima er nicht vertrug. Solche Erlebnisse in nächster Nähe trafen dazu Domanig selbst; sie erledigten etwaige Erwartungen auf eine baldige Hoch- oder Mittelschulstelle in Tirol.

Um so lieber ging Domanig, seinen Anlagen und Neigungen entsprechend, der Kunst nach. Er befreundete sich dazu mit dem Tiroler Kirchenmaler Franz Plattner, einem Schüler des P. Cornelius, mit Edm. v. Wörndle und anderen heimischen,

damals maßgebenden Künstlern. Er dankte ihnen manche formale und ideelle Vertiefung und eignete sich die zyklische Komposition des Zeichners an, die am stärksten an seiner dramatischen Trilogie auffällt.

Unter den Politikern war es, abgesehen von solchen aus den Reihen seiner „Austrier", vor allem der fast erblindete ehemalige Statthalter von Oberösterreich und Salzburg, der Landecker Dr. Alois Fischer († 1883), der den begabten Tiroler ermutigte und förderte, den Weg außer Landes nicht zu scheuen, um sich voller entfalten zu dürfen, ein Problem, das, wie wir es schon an einigen Sterzinger Beispielen beobachtet hatten, noch manche befähigte Landsleute zu weiteren Beschäftigungen außer Landes führte. Damit rissen freilich engere Verbindungen mit der Heimat und manche Tiroler Betätigungen mehr oder minder plötzlich ab. Domanig konnte z. B. seine Tiroler Kalender und Karten, seine Mitarbeit an Tiroler Sagensammlungen, wie an denen seines Duzfreundes J. V. Zingerle, und andere tirolische Errungenschaften nicht weiterführen, einen späteren Plan, eine Tiroler Nationalbibliothek zu begründen, nicht mehr verwirklichen, und büßte, wie wir noch sehen werden, die engere Entfaltung innerhalb des lebenden Tiroler Volkstheaters und Volksschrifttums selbst ein, ohne dafür in die Lage zu kommen, z. B. Ausweitungen und Verschärfungen eines Dramatikers jener Zeit im Wiener Volks- oder Burgtheater in sich ausreifen zu lassen.

Dr. Bruder war Domanig nach Wien vorausgegangen. Ihn selbst hatten zunächst noch zwei Studienfahrten an oberitalische Kunststätten geführt, eine dritte, durch J. v. Giovanelli vermittelte, 1881 auch nach Wien. Nicht zuletzt durch Dr. Bruder beraten, erhielt Domanig hier Ende 1881 die Einladung, als Lehrer kaiserlicher Prinzen für Kunst- und Literaturgeschichte zu wirken, zuerst bei den Enkeln jenes Erzherzogs Albrecht, dessen Sieg der Student 1866 gefeiert hatte, weiters den Erzherzogen Karl Ludwig und Karl Salvator, insgesamt bei neun Mitgliedern des österreichischen Kaiserhauses. Dieser Dienst wurde ihm freilich nicht immer leicht und zuträglich gemacht. Um so verständnisvoller würdigten der Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand d'Este, und der Schwiegersohn Kaiser Franz Josefs, Erzherzog Franz Salvator, ihren Lehrer. Domanig erstarkte in Wien als österreichischer Monarchist und schwieg sich über nachteilige Hofeindrücke, fast ganz aus, auch in seinen Tagebüchern; um so mehr können wir jene übergehen. In seinen neuen Stellungen durchschaute er mehr und mehr, daß Kaiser und Heer die verschiedenartigen Länder und Volkschaften der Donau-Monarchie zusammenhielten und gerade Katholiken und Deutschen, vorab denen der Alpenländer, die Verpflichtung zukam, etliche minderentwickeltere in diesem historischen Rahmen für ein solides Europa emporzuführen.

* * *

Spätestens von seinem Wiener Aufenthalt an führte Domanig nämlich wenigstens ruckweise, solche Niederschriften bis Juli 1913 durch. Sie gewähren manchen, zunächst für Domanig charakteristischen Einblick in die zeitgenössischen

Wiener Zustände, wie sie sich nach den österreichischen Maigesetzen von 1868 entwickelten. Die Aufzeichnungen bis Juli 1889 sind derzeit nicht erreichbar. Dadurch vermissen wir noch zu etlichen Erneuerungsbestrebungen in Österreich, manchem religiösen, kulturellen und literarischen Aufwärtsbemühen in Wien, dem Domanig sich widmen konnte, seine Randglossen. Das trifft selbst für solche Vorarbeiten etlicher Sterzinger und sonstiger Tiroler (auch mancher Vorarlberger kam noch damals erst in ihrer Gemeinschaft wirklich empor) im Akademikerleben zu, aus denen schließlich z. B. eine vielfältige Aktivitas und Altherrenschaft des C. V. der Großstadt Wien erwuchs. Dessen örtliche und persönliche Krönung erreichte Domanig noch, der 1905 das Ehrenband der „Nordgau" und 1911 der „Norica" empfangen hatte, 1910 in seinem endgültigen Wohnsitz zu Klosterneuburg durch die dortige Sammlung der Gesinnungsfreunde und Aufrichtung einer ortsfesten Verbindung „Welfia", die gemäß seinem Wunsch nach dem Vorbild der Innsbrucker „Austria" errichtet wurde und auch für ihn und etliche Söhne einen Hort schuf[21].

* * *

Eine herzliche Freundschaft mit dem älteren Alexander Frhr. v. Helfert, dem Herausgeber des „Historischen Jahrbuchs" und schließlichen Begründer der Leo-Gesellschaft, an denen Domanig mitarbeitete, mit den Baronen J. und K. Giovanelli, den Künstlerfamilien Führich-Wörndle, Hofrat Onno Klopp und anderen Wiener Persönlichkeiten erweiterte Domanigs Horizont in der Richtung des betonteren österreichischen Kulturwollens gemäß der Großaufgabe in Mitteleuropa.

Da lernte er bei einer österlichen Unterhaltung der von Innsbrucker „Austriern" geförderten Wiener Studenteninnung, die sich bald öffentlich auch „Austria" nannte, 1882 ein 21jähriges Mädchen Irmgard Müller, Tochter des verwitweten Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Adolf Müller († 1885), kennen, mit der er zu Weihnachten 1883 sich verlobte und am 25. Februar 1884 in der St.-Michaels-Pfarrkirche an den Traualtar trat. Der Jesuitenprovinzial P. J. Milz segnete das Paar ein.

[21] K. Domanig zeigte solche Aufzeichnungen, Blätter, Notizbücher und Briefschaften aus den achtziger Jahren, als es um die Erfassung tirolischer (zusammen mit vorarlbergischen) Bemühungen in Wien, nämlich der bis 1805 und darüber hinaus für Österreich geradezu vorbildlich wirksamen Landsmannschaft „Tyroler Nation", und des dortigen Wirkens des C. V. ging. Vgl. über erstere z. B. Jahrbuch f. Landeskunde v. Niederösterreich u. Wien, Jg. 29, 1944 bis 1948, S. 280—309. Zur angeregten Geistesgeschichte des österr. Akademikertums 1848 bis 1918 (einschließlich Südtirols) kam es infolge des im jahrzehntelangen Bücherdienst verminderten Sehvermögens des Betrauten nicht mehr. Einzelteile daraus stehen im vorliegenden Beitrag. Die vorausgegangene Aufklärungszeit, bes. in Tirol, bearbeitete Fridolin Dörrer, dem noch der 3. Bd. zu O. Stolz, Geschichte des Landes Tirol, die Kulturgeschichte, anvertraut ist, nachdem er die schwierige Durcharbeit des noch von Stolz her vorgelegenen 2. Bandes, der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, auf sich genommen hatte. Mein Sohn Frid. Dörrer half mir bei der Durchsicht der Korrekturbogen vorliegender Beiträge trotz seiner eigenen fachlichen Belastung wie schon bei meinem Brauchbuch „Tiroler Fasnacht" (1949) aus.

Inzwischen hatte Domanig nämlich eine Beamtenlaufbahn angetreten, ermuntert durch erfreuliche Leistungen als Prinzenlehrer. Am 1. März 1884 folgte sein Eintritt in das kaiserliche Münz- und Medaillenkabinett. Am 1. November erreichte er die Ernennung zum Kustosadjunkt der kaiserlichen kunsthistorischen Sammlungen in der 8. (Majors-)Rangklasse. Drei Jahre darauf wurde Domanig wirklicher Kustos der 7. Rangklasse mit jährlich 800 fl. Gehalt und 500 fl. Wohnungszulage, 1904 wirklicher kaiserlicher Regierungsrat und endlich 1910 Direktor der neueren Abteilung der Münzen und Medaillen im Hofmuseum. Mit freudigem Stolze führte er nun seine vertrautesten Besucher durch diese „schönsten Amtszimmer am Wiener Ring".

Domanig hatte sich als Kunstkenner in seiner zugreifenden Art rasch in die Aufgaben der Numismatik und ihres österreichischen Instituts hineingefunden, obgleich er darin Autodidakt war. Er beschäftigte sich vornehmlich mit der deutschen bzw. österreichischen Medaille des Mittelalters und der neueren Zeit, erweiterte dementsprechend die kaiserliche Sammlungen und pflegte im besonderen die Wiener Medaille. Sein Album von Porträtmedaillen nach genealogischen Gesichtspunkten (1896) diente dem Hohenzollern-Berlin als Vorbild. Das weitere Prachtwerk „Die deutsche Medaille in kunst- und kulturhistorischer Hinsicht" (1907) veranschaulicht die Zusammenhänge mit der jeweiligen Geistigkeit, immer auch in der Münzwelt darauf bedacht, Kunst, Leben und Wissenschaft zusammenzuhalten. Daß er dabei die engere Heimat, z. B. die Münzprägungen der Meraner Groschen und der Haller Taler nicht vernachlässigte, wie überhaupt etliche altösterreichische Leistungen erst durch seine Amtstätigkeit und Veröffentlichungen der Allgemeinheit ernstlich näher gebracht wurden, kann man der eingehenden Darstellung seines numismatischen Wirkens entnehmen, die sein Nachfolger, Hofrat Univ.-Prof. DDr. August v. Loehr, ihm zuteil werden ließ. Vorbildlich bleibt schließlich noch Domanigs Ehrlichkeit, Sachlichkeit und Lauterkeit als lange nicht gerade kaiserlich besoldeter Hofbeamter und Fachschriftsteller und seine väterliche Fürsorge für Unterstellte, die noch nach seinem Tode und bei seinem 100. Geburtstag hervorgehoben wurden.

Das Hofmuseum ließ daher anläßlich des 60. Geburtstags Domanigs die erste Porträtmedaille und Plaquette für einen seiner Beamten mit Domanigs Bild herausbringen und hielt damit dessen Verdienste um die vorbildliche Herstellung wienerischer und österreichischer Medaillen dauernd fest. Die numismatischen Gesellschaften für Wien und für Österreich, aber auch die für Belgien und für die Schweiz hatten ihn zu ihrem Ehrenmitglied erkoren. Der Großherzog Erzherzog Ferdinand und der Kaiser erhoben den Lehrer und den Beamten zum Offizier des Toskanischen Zivilordens (1890) und zum Ritter des Franz-Josefs-Ordens (1895). Noch der Witwe wurden die Bezüge nach einem wirklichen Hofrat zuerkannt. Freilich, was half das der großen Familie im indes eingetretenen Umbruch? Die tatkräftigere Sicherstellung kam von Anfang an seitens ihres Bruders Erwin der Frau und Witwe zu.

Domanig genügte die Amtserfüllung nicht. Sie entsprach erst seinem selbst errungenen Beruf als Lebensstellung und diente wiederholt ersichtlich auch seiner Beru-

fung, nämlich dem eigenen Volke zu dienen. Hatte er in Rom die lange nachwirkenden Folgen von Übergriffen auf den Vatikan und das Kolleg unmittelbar verspürt und bedrohlich empfunden, so stand er in Wien erst einem Häuflein Unentwegter aus den Ostalpenländern im zähen Wiederauftrieb wider alles rein Materialistische, Massige, Laue bei, der schließlich zwar einen Lueger, einen Piffl und andere Neugestalter Wiens emportrug, jedoch die politische, völkische und soziale Zersetzung Altösterreichs nicht mehr aufhielt.

In der eigenen Glückseligkeit des Braut- und Ehestandes verwies ihn die still hingebende und dadurch auch ihn noch mehr bekräftigende Art seiner Irmgard auf eine notwendige größere und ergänzende, gemeinsame Seelenverwandtschaft, dadurch auf ein universelles Volkstum oder, wie er es nannte, das bessere Tirolertum. Im Glücksgefühl der beiden ersten Wiener Jahrzehnte entfaltete sich der Dichter reicher als in Rom. In der großstädtischen „Fremde" kam nämlich seine Poesie und sein Tirolertum am stärksten zum Bewußtsein und Durchbruch, trotz der beruflichen Beschränkungen und sonstigen Ernüchterungen.

Seit den siebziger Jahren mit Domanigs Schaffen vertraut, schrieb der bekannte Berliner Anglist Dr. Alois Brandl (s. „Der Schlern" 1955, S. 275/76) beim Erscheinen von Domanigs Charakterstück „Speckbacher" im Dezember 1895 ein Wort an den Autor, das diesen tief ergriff: „Fast wie ein Priester Tyrols willst Du mir erscheinen." Und Domanig bemerkte in seinem Tagebuch hiezu: „Das ist's, was ich nicht scheinen, sondern sein gewollt! Das zu lesen, hat mir ordentlich heiß gemacht. Geb' Gott, dass ich mein Ziel erreiche und dem Lande ein Führer und Wohltäter werden könne!"

Als erstes größeres Werk dieser Schaffensperiode brachte Domanig „Josef Straub, der Kronenwirt von Hall, eine Episode aus dem Tyroler Freiheitskampfe, dramatisch erzählt", Ende 1885 bei Wagner in Innsbruck heraus. In ein paar Wochen war kein Exemplar mehr erhältlich. Zu lange hatten die Tiroler einer eigenen größeren Anno-neun-Dichtung entbehrt. Schon H. v. Gilm hatte geklagt: „Wir haben Taten, aber keine Lieder!" Ungleich schaffenskräftiger ging Adolf Pichler vor. Domanigs „Straub" schien endlich eine alttirolische Erfüllung einzubringen. 1886 folgten die 2. und 3. Auflage des Buches hintereinander. Dann aber stockte die Anteilnahme an dem verheißungsvollen Beginnen des freilich in Wien weilenden Dichters; er blieb in Tirols Dramatik nun zugleich auch bald nicht mehr allein. Erst 23 Jahre später folgte die 4. Ausgabe als Mittelstück der Trilogie „Der Tyroler Freiheitskampf". Erstaufführungen des „Straub" kamen 1886 auf der Bühne des Salesianums in Milwaukee, 1888 im Linzer Landestheater, 1889 im Innsbrucker Stadttheater mit etlichen Wiederholungen zustande.

Für die Tiroler Kolonie von Nordamerika bedeuteten diese und die weiteren Erstaufführungen von K. Domanigs Anno-neun-Stücken zunächst einen landsmännischen und weltanschaulichen Ansporn. Sie waren aber zugleich die ersten Schauspiele, die den Tiroler Freiheitskampf im freiheitsbewußten Amerika veranschaulichten. Deutsch- wie Nordamerikaner überhaupt erblickten darin einen Anreiz für

ihr eigenes, noch nicht voll selbstentwickeltes Schrifttum und Theaterleben, wie nämlich am Beispiel Tirol ein solches im eigenen Land und Volk, durch dieses und für dieses Volk ausreifen könne und solle, immerhin ein Markstein im Zeitalter Ralph Waldo Emersons, der in der Entwicklungsgeschichte Nordamerikas nicht mehr übersehen werden sollte.

In der Folge waren es vornehmlich Volks- und Liebhaberbühnen, die sich des Stückes annahmen, bis herauf zu den Bearbeitungen und Aufführungen des Tiroler 1809-Gedenkjahres 1959. Zwar hatten Dr. Alfred Frhr. v. Berger, der spätere Burgtheaterdirektor, Adam Müller-Guttenbrunn, Direktor des Wiener Raimund- und Jubiläumstheaters, und andere Wiener Theatergrößen Domanig starke Worte und Hoffnungen geschenkt, aber dazu aus ihren Erfahrungen heraus schließlich doch vermerkt: „Wenn diese Werke die scharfe Theaterwirkung nicht haben, ohne welche auf unseren todkranken Bühnen Erfolge kaum zu erzwingen sind, so ist das ein Zeichen ihrer vollen seelischen Gesundheit." Oder: „Die österreichische Literatur hat... seit Grillparzers Historien kein Werk hervorgebracht, das in seinen Zielen, in seiner vaterländischen Begeisterung neben dieser Trilogie zu nennen wäre."

Domanigs „Straub" liegt ein Briefwechsel zugrunde, der nur in einer späteren Zusammenstellung überliefert ist. Inwieweit diese ursprüngliche Briefe bringt oder diese hernach ausgestaltet wurden, steht daher dahin. Dem Dichter boten sie Einblicke in die seelischen Vorgänge der mit dem Schönberger Elias Domanig verschwägerten Eheleute Straub. Der angesehene Haller Kronenwirt und bedachtsame Anführer der Tiroler Aufständischen von Hall und Umgebung, der schließlich natürliche Verbündete Andreas Hofers, wechselte aus seinen Verstecken und Kampflinien zwischen Anfang und Mitte August 1809, den Entscheidungstagen vor und mit dem 3. und größten Sieg am Bergisel, mit seiner Frau, die indes Haus und Kinder in Hall zu behüten und unter Bedrohungen und Erpressungen Außerordentliches zu überstehen und manches schließlich doch zum besseren zu wenden vermochte, eilige Nachrichten. Sie regten den Dichter zu manchem seelisch-heldischen Einzelbild an. Zum beherrschenden, schlagfesten Mittelstück einer dramatischen Trilogie vom Tiroler Freiheitskampf konnten diese Episoden und ihre Stilmischung von altem Tiroler Volksstück und einer Historie nach der Art Kleists, Schillers und Grillparzers auch mit Domanigs ehrlicher Begeisterung und Grundidee freilich nicht erheben. Prosa und Blankvers, Hochdeutsch und Mundart wechseln. Als Festspiel eines landsmännischen Anlasses wird Domanigs Stildrama „Straub" unter verständnisvoller Regie trotzdem seine Bühnenwirkung selbst in unserer ernüchterten Nachkriegszeit nach wie vor erweisen können.

Die ersten Erfolge des „Straub" ermunterten Domanig in seinem großen Plan, dessen allseitiger Verwirklichung sein *monumentum aere perennius* hätte werden sollen: die dramatisierte Veranschaulichung des ganzen Abwehr- und Heldenkampfes des Tiroler Volkes von 1809, von jenen welthistorischen Grundfesten aus, die Deutschland und Europa gleich denen Spaniens bis zur Entscheidungsschlacht von Leipzig geleiteten. Wie ein Triptichon sollte seine Trilogie daran der Welt den äußeren

Lebenseinsatz und das ehrliche vorbildliche Streben der meisten Tiroler verankern und in dem gesamten Volks- und Geschichtsbewußtsein ähnlich wie die Historienporträts Franz Defreggers sicherstellen. Fünfzehn Jahre hindurch schuf Domanig in seinen Urlaubswochen an diesem seinem Lebens- und Lieblingswerk, jener idealsten und umfangreichsten historisch-tirolischen Landesdichtung der Vor-Weltkriegszeiten, die dem Autor freilich auch starke, zunächst freilich selbst überschätzte Enttäuschungen einbrachte; denn jeder der drei Hauptteile und ihr Vorspiel weisen in ihrer Entstehungsfolge ersichtliche und erfreuliche Fortschritte und Erfolge des Dramatikers in der Richtung eines gehobenen und selbständigen Volksstückes auf.

Auf seinem Urlaub im Mai 1890 begann Domanig mit dem ersten Hauptteil seiner Trilogie: „Speckbacher, der Mann von Rinn, eine Episode aus dem Tyroler Freiheitskampfe, Schauspiel in fünf Akten". Dieser kam 1895 mitsamt dem Vorspiel zur geplanten Trilogie, „Braut des Vaterlandes", als Buch bei Wagner in Innsbruck heraus.

* * *

Dieses dichterische Drängen brachte Domanig in einen argen amtlichen Widerstreit, um genügend Luft und Licht als Verfasser zu erreichen. Domanig suchte sich aus der bisherigen beruflichen Einengung zu befreien und als Poet eine günstigere Lebenssicherheit, womöglich in Tirol selbst oder an einer kaiserlichen Bücherei, zu erringen, etwa als Hüter von entsprechenden Teilen der vielen, vornehmlich in Wien aufbewahrten Ambraser Kunst-, Münzen- und Büchersammlungen, durch deren vom Lande geforderten Rückführung nach Innsbruck. Vor allem Erzherzog Karl Ludwig ersehnte sich Ambras als geeigneten Ruhesitz im bevorzugten Tirol, anknüpfend an die seit Philippine Welser bestehenden Volkserinnerungen an den Landesfürsten Ferdinand II., ein Gedanke, mit dem er gerne liebäugelte. Erst recht sein Sohn, der Erzherzog Franz Ferdinand, erwartete sich infolge seiner morganatischen Ehe mit Gräfin Sophie Chotek für sich und die Seinigen auf dem Welserin-Schloß eine seinem damaligen Hofverhältnis angepaßtere kunstreiche Eigenwelt und Landesrepräsentation inmitten des Tiroler Volkes. Er nahm daher mit seinem ehemaligen Lehrer Domanig Pläne des Umbaues und der Ausstattung des Schlosses eingehend durch. Ihre letzte Entscheidung gelangte jedoch infolge Domanigs Erkrankung und Tod in andere Hände und ihre Ausführung wurde mit der Ermordung des Thronfolgerpaares hinfällig. Daher verblieb der Hof- und Schloßverwaltung nur, halbfertige, nun wieder unerwünschte Veränderungen im Hochschloß zurecht zu richten. Sie konnte nun aber doch das Schloß durch einzelne alte, ortsgerechte Ambraser Kunst- und Einrichtungsstücke gerade für Tirol zeitgemäßer und sehenswerter ausstatten.

J. Hirn hatte vornehmlich als Historiker denn als Jurist die Ambraser Kulturschätze und die familiären Besitzrechte darauf gegenüber den umlaufenden Philippine-Welser-Romanen und Volksmeinungen in seinem doppelbändigen Werk über Erzherzog Ferdinand II. von Tirol (Innsbruck 1885-1888) scharf umrissen und dieses Werk seinem Gönner, Erzherzog Karl Ludwig, zugeeignet. Mit den Erschütterungen

und Neugestaltungen in der Ersthälfte unseres Jahrhunderts blieb freilich eine an sich naheliegende Ambraser Frage angesichts des Zurückweichens öffentlicher Bedeutung fürstlicher Kulturgüter vor der neueren Bildungsherrschaft der staatlichen und landschaftlichen Bibliotheken und Museen, wie der Universitätsbibliothek und des Landesmuseums in Innsbruck, in den Akten der obersten Behörden stecken.

Kaiser Matthias II. hatte Schloß Ambras und dessen Sammlungen als habsburgischen Familienbesitz zurückgekauft und letztere teils an Ort und Stelle belassen, teils nach Wien überführt. Bei den Kriegsereignissen von 1703 und 1805 bis 1813 war manches Weitere daraus fortgeschafft worden. Zum größten Teil ist es in staatlichen Sammlungen erhalten geblieben. Die Ambraser Bücherschätze wurden 1596 mit 3430 Stück in der *Bibl. Palat. Vindob., Codex* 8228, inventarisiert. Spätere, eigene Ambraser Bibliothekskataloge weichen weit davon ab. Die überwiegende Zahl der ersteren blieb der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien gewahrt, andere Teile gerieten in fremdstaatliche Büchereien. Das Ambraser Verzeichnis von 1596 kennzeichnet die Bücherei des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin Philippine Welser als einen einzigartigen geistesgeschichtlichen Spiegel des 16. Jahrhunderts. Er sollte als solcher und im Vergleich mit den jüngeren Ambraser Katalogen und seltenen solchen zeitgenössischer fürstlicher oder aristokratischer Sammlungen wie des Rodenegger Freiherrn Christoph v. Wolkenstein († 1600) kritisch erfaßt und durch Druck erschlossen werden. Jedoch die Zersplitterung der ehemaligen Ambraser Sammlungen und ihre Ausweitung auf Werke verschiedener Fachgebiete wie der Geschichte, der Kriegswissenschaften, Astrologie, Geographie, Mathematik, Medizin und Volksheilkunde usw. aus verschiedenen Sprachen, die von den Niederlanden, von Böhmen und Ungarn bis Portugal reichen, machen eine solche Aufgabe für einen einzelnen Bibliothekar schier unmöglich.

Der Wiener Univ.-Prof. Dr. Alphons Lhotzky, der selbst den Katalog des kaiserlichen Bibliothekars Hugo Blotius neben weiteren einschlägigen Studien herausbrachte, überantwortete mir seine Abschrift des Ambraser Büchereiinventars zur kritischen Bearbeitung, da dieses das gerade in Tirol aufgezeichnete Kulturgut wie Kudrun, Heldenbuch an der Etsch, Maximilians Theuerdank usw. neben den Zimmern'schen und anderen Geschenken niederländische und spanische Standardwerke ihrer Zeit anführt. Ich hatte daher als der österreichische Vertreter bei der internationalen Tagung für Bibliotheksgeschichte zur Feier des 500jährigen Bestandes der „Malatestiana" in Cesena bei Rimini 1954 den Vortrag über die fürstlichen Bibliothekskataloge der Renaissance zu halten[22], mußte jedoch schon bei der etwas schwierigen Feststellung der Ambraser Stücke in der Wiener Nationalbibliothek die Abnahme der Sehkraft an meinen beiden Augen mehr und mehr erkennen und den Auftrag der Bearbeitung und Herausgabe des Ambraser Bibliothekskataloges schließlich doch zurücklegen. Noch bitterere Arbeitserschwernisse mehrten sich seither.

[22] Vgl. „Der Schlern" 1954, S. 495ff.; Zentralblatt f. Bibliothekswesen 69 (1955), S. 283ff. usw.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts waren außer dieser Bibliothek aber noch andere kostbare und charakteristische Unika von Urkunden, Handschriften und Drucken aus sonstigen öffentlichen Sammlungen von Tirol, besonders aus Innsbruck, nach Wien, München usw. abgewandert, um deren Rückgewinnung einsichtige Fachleute sich seit langem bemühten. Nur etliche, meist untergeordnetere Südtiroler Stücke aus verborgenem Innsbrucker Privatbesitz vermochten Einzelpersonen, so auch ich, öffentlichen Instituten in Innsbruck zuzuführen[23]. Selbst die Gedenkfeier „Tirol 600 Jahre bei Österreich" (1963) hat bei Besinnung auf das in solcher Schicksalsgemeinschaft gegenseitig Zugebrachte und das zusammen Geleistete nicht jene ersehnte Wiederbereicherung des Landes durch eigene sinnfällige Kulturschätze von ehedem, die noch heute die Stempel ihrer tirolischen Herkunft tragen, eingebracht. Solche sprechende Dokumente sollten als Sinnzeichen eines sich wieder verstärkenden geistigen und seelischen Bewußtseins zugleich den Besuchern des schöpferischen Landes zugute kommen. Angesichts der jetzigen Fortschritte färbiger Aufnahmen und Vervielfältigungen ließen sich die kostbarsten auswärts gelandeten Originale und Beweisstücke des *genius loci* wenigstens in eindrucksvollen Kopien als tirolische aller Welt vor Augen stellen.

Was Schloß Ambras als ein solches Schatzkästlein des ganzen Landes aus den denkwürdigsten Zeiten tirolischen Schaffens und Aufzeichnens kostbaren Nationalgutes im Allgemeinbewußtsein errungen hat, gilt im besonderen für die tirolische Bergbau- und Brennerpaßstadt Sterzing sein Rathaus. Dieses hat schwere geistige und literarische Einbußen durch noch unaufgeklärte Vorgänge erlitten, die für es, für das Talbecken und die ganze Kulturwelt noch immer fortbestehen, Zeugnisse aus den Zeiten von den Kreuzzügen an bis in die der Freiheitskämpfe von 1703 und 1809. Dabei befanden sich außer den schon beschriebenen Stücken Handschriften eines Liedes von Oswald v. Wolkenstein, volksgemäßer Aussagen der Knappen- und der Täuferbewegung, volksbarocker Dichtungen und geistlicher sowie geschichtlicher Volkslieder bis in den Vormärz und das Revolutionsjahr 1848 hinein. Solche aus den Bergbauorten hatte das Tiroler Volksliedarchiv J. E. Wackernells vornehmlich in den letzten Kriegszeiten für immer eingebüßt.

* * *

Die Erstaufführung des „Speckbacher" fand wieder in Amerika, im St.-Francis-Kolleg zu Milwaukee, mit ermunterndem Erfolg statt. Die beabsichtigten Vorstellungen des „Straub" und „Speckbacher" im Wiener Raimundtheater kamen infolge des Sturzes seines Direktors, Adam Müller-Guttenbrunn, nicht zustande. Die erste Vorstellung in Tirol führten Gesellen in ihrem Vereinstheater zu Schwaz mit guten

[23] Drei „Brunecker" und andere Holzkalender aus Tirol, „Der Schlern" 1955, S. 363ff.; Ein vorreformatorisches Andachtsbüchlein aus dem Burggrafenamt, ebd. 1958, S. 436ff. und 1959, S. 58; Volkskalender in Tirol bis 1650, ebd. 1955, S. 18ff.; Vom Meistergesang bis zum Rokokospiel der Mühlbacher, ebd. 1960, S. 157ff.; Das „Adressenbuch" der Trienter Kardinäle de' Madruzzi, in: Die Österreichische Nationalbibliothek, Festschrift f. J. Bick, hrsg. v. J. Stummvoll, Wien 1948, S. 306ff.; 69. Schlern-Schrift (1951), S. 35f.

Laienkräften durch, so daß sie gleichfalls mehrmals wiederholt wurde. Jedoch fehlt Domanigs Historien ein ähnlich resonanzreicher Spielplatz wie für Karl Wolfs Bildszenen von 1809 am Küchlberg in Meran, auf dem die Kurgäste Tirols Anno neun auch theatralisch miterleben wollten. Das Wiener Burgtheater konnte sich nicht entschließen, voranzugehen, obgleich z. B. K. Kainz Interesse an der und jener Hauptrolle zeigte. Dafür erkannte die Grillparzer-Gesellschaft dem Dichter dem nun ganz gedruckt vorliegenden „Tyroler Freiheitskampf" einstimmig den Ehrenpreis von 400 fl. zu, 1898 die Schwestern-Fröhlich-Stiftung den Ehrenpreis von 500 fl. und 1907 das Land Niederösterreich den Landesautorenpreis von 1000 K. Wieviel mehr steckte der Idealist jedoch immer wieder in sein Schaffen hinein. Er opferte mit seiner Frau auch beträchtliche Summen im Betreben, dem Volke nicht etwa nur eigene Kunst zuzuführen, so 1905 bei der Drucklegung der klassischen Andachtsbilder namens der Österreichischen Leo-Gesellschaft.

Der dritte, wertvollste und dauerhafteste Teil der Trilogie „Andreas Hofer, der Sandwirt, eine Episode aus dem Tyroler Freiheitskampfe, Schauspiel in fünf Akten" entstand nun rasch. Er erschien zusammen mit dem Nachspiel „Andreas Hofers Denkmal" 1897, im Gedächtnisjahr der Tiroler Abwehrkämpfe und des Herz-Jesu-Bundes von 1797, bei Wagner im Druck. Drei Akte hatte Domanig 1895 auf einem Urlaub in Rom niedergeschrieben; die zwei weiteren folgten nach seiner Wiener Rückkehr; im Oktober 1896 lag das Schauspiel beendet vor. Wieder waren es vornehmlich begeisterte junge Tiroler, Akademiker in Wien, wiederholt angeführt vom späteren Hofrat J. Neumair, Gesellen von Schwaz usf., die sich zunächst der Aufführungen annahmen. Es folgten aber bald auch angesehene Berufsbühnen in Wien, München, Landshut usw. mit gutem Erfolg. Domanig hatte in seinem „Hofer" eine glückliche Mischung seines theatralisch-bildreichen Stils für ein festliches Volksschauspiel, zugleich eine menschliche Lösung seines Hoferstückes gefunden. In der stofflichen Anlage bot Domanig die entscheidende Zusammenziehung dem jüngeren Tiroler Dramatiker Franz Kranewitter. Letzterer stand im Naturalismus rund um die Jahrhundertwende und kam daher mit seiner Entmythologisierung erst nach dem Zusammenbruch des zweiten Weltkrieges in den Vordergrund. Domanig hatte hingegen seiner unentwegten, aufs neue zu bewährenden Alttiroler Gesinnung begeisterten Ausdruck und die aus den eigenen Vorfahren von 1809 und Erfahrungen erlebte Welt wiedergegeben, in den charakterlichen Unterschieden zugleich die rassischen Merkmale andeutend. Im „Hofer" wird der Sandwirt endlich der Anführer und ein Verkörperer seines Volkes, nun der Tiroler Repräsentant von 1809 schlechthin, während „Speckbacher" und „Straub" vorangegangene Phasen veranschaulichen, zwar in zeitlichem und ereignismäßigem, jedoch mehr im äußerlichen Zusammenhang. Die Handlung der „Braut des Vaterlandes" läuft durch die ganze Trilogie wie ein roter Faden, beeinflußt sie jedoch nirgends entscheidend. Das Nachspiel kann nur als Schlußbild gelten. Hofer vertritt das Tiroler Volk im hervorragenden Ausmaße, jedoch das Ende erbringen Abhängigkeiten von Wien und die daraus sich ergebenden Uneinigkeiten von eigenmächtigen Unterführern. Das bestimmte Wollen

des Volkes, der Bauern, Geistlichen und Adeligen, hatte zu den Siegen, vorab am Bergisel geführt, das Nichtschritthaltenkönnen der kaiserlichen Heere und großpolitischen Maßnahmen führte zu den Niederlagen und zur Niederschlagung des Tiroler Aufstandes. Das ist der erste Anhaltspunkt, weshalb entschiedene Dramatiker wie Otto Ludwig und Friedrich Hebbel dem ganzen Vorwurf den tragischen Kern absprachen. Domanig wollte daher die Tiroler Volksbewegung in drei sich ergänzenden Führer-Individualitäten veranschaulichen, mutete jedoch in seinen homerischen Vorstellungen dieses Darstellens den meisten Bühnen und dem Theaterpublikum eine zu langwierige Hingabe, auf drei Vorführungen verteilt, zu.

Durch die Bemühungen etlicher Abgeordneter, wie des Meraner Dekans Glatz, des Archivdirektors Dr. M. Mayr und des Senatspräsidenten Dr. Franz Schumacher, und durch das Entgegenkommen der tirolischen Landschaft unter Landeshauptmann Dr. Baron Kathrein wurde im Frühjahr 1909 eine stattliche, sorgfältig durchgearbeitete Neuausgabe der gesamten Trilogie bei Kösel in Kempten und München ermöglicht. Prof. Al. Delug entwarf hiefür den Einband mit dem Adlerbild. Von Albin Egger-Lienz und Franz Altmutter stammen die Bildnisse. Die Landes- und die Reichsregierung subventionierten mit 12.000 K. Festaufführungen der Exl-Leute in deren Löwenhaus-Sommertheater in Innsbruck, vom 18. August bis 15. September 1909 zwanzigmal, mit „Hofer" einsetzend, der den nachhaltigsten Beifall fand und selbst in der „Neuen freien Presse" (K. v. Reden), im „Neuen Wiener Tagblatt" (P. Busson) usw. behielt. Noch andere Volksbühnen, wie die Münchener Al. Fornellers, führten Domanigs „Hofer" erfolgreich auf. Doch drängten Anhänger der neueren Anno-neun-Stücke von Kranewitter, Schönherr und K. Wolf die Historien Domanigs mehr und mehr zur Seite. Im Gedächtnisjahr 1959 nahmen sich etliche Neubearbeiter und Volksbühnenleiter wieder der Stücke Domanigs stärker an. Jedoch kam gerade Domanigs „Andreas Hofer" nicht als das berufene Festspiel und Volksstück des Landes, vorab Südtirols, zur gebührenden Geltung. Die Buchausgaben waren infolge der Kriege vergriffen und daher der neuen Jugend unbekannt. Die Volksbühnenbewegung in Nord- und Südtirol griff noch nicht so hoch. Da genügt nicht mehr Goethes Spruch „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren", um das Gedächtnis an einen bedeutenden Tiroler und Dichter wieder aufzufrischen, sondern es gilt auch ein geistiges und weltanschauliches Eigenerbe des Volkes von Tirol in kritischer Zeit wieder zu erfassen und in das Allgemeinbewußtsein neuerdings eindringen zu lassen.

* * *

Des einen fünfteiligen Werkes wegen sind wir zeitlich weit vorangeeilt. In der ersten Ehezeit schrieb Domanig die poetische Erzählung „Der Abt von Fiecht" in einem Himberger Wäldchen bei Wien innerhalb 14 Tagen 1885 nieder, noch in der Märenepoche Scheffels, Fr. W. Webers, Ad. Pichlers und Jos. Seebers. Er vereinigte hiebei die historischen Angaben J. v. Hormayrs mit einigen Klostertraditionen: Ein Oberst und schneidiger Türkenbekämpfer geht ins Kloster Fiecht bei Schwaz,

wird dort Abt, entflieht aber nach langer, segensreicher Aufbauarbeit, als er hört, daß seine Frau und Kinder doch noch in Wien leben. Um der Familie willen glaubt er, die Stiftskasse erleichtern zu dürfen, kehrt aber unerkannt nach Tirol zurück und büßt als Klausner, bis der Tod ihn vom Leid erlöst. Die Kriegsabenteuer und die Jahre zweiten Weltlebens veranschaulicht der Dichter nicht. Ihm lag daran, die Heimat Tirol von seelischer Höhe her als Befreierin aus innerer Not erleben zu lassen.

Domanig konnte zu Weihnachten 1886 das altdeutsch ausgestattete Buch seinem „lieben und getreuen Lebenskameraden Irmgard" unter den Christbaum legen. Drei Jahre später brachte sein Verleger Wagner (v. Schumacher) eine Prachtausgabe in Großquart, besorgt von dem Führich-Schüler Ed. v. Luttich, nach Angaben des Dichters mit sechs Vollbildern in Kupferdruck und 29 Randzeichnungen heraus. Nachdem im September 1895 der Pfarrer von Christiania und spätere Konvertit Knud C. A. Krogh-Tonning schon Domanigs Erzählung „Die beiden Freunde" ins Schwedische übertragen hatte, versetzte Kjeld Stub den „Abt von Fiecht" 1896 ins Norwegische und bestätigte damit die durch Domanig geförderte, hier noch zu wenig berücksichtigte nordische Teilnahme an Tirols Dichtung und Richtung, die sich jetzt auch in der Volkskunde kundtut[24]. Martin Spörr unterlegte Domanigs neuromantisches Epos seiner gleichnamigen Oper. 1895 erschien die 3., 1906 die 4. und 5., 1912 bei Kösel in München die 6. Auflage des „Abts von Fiecht". Nachdem die Dichtung 1914 in seine gesammelten Werke eingereiht worden war, konnte Domanigs Tochter Maria 1926 noch eine eigene „7." Ausgabe durch St. Gabriel in Mödling mit Bildschmuck von H. Samwald veranstalten.

Domanig hatte seine Verserzählung im Verlaufe der Neuausgaben ausgefeilt und sich manchen Wink der Kritik zunutze gemacht. Einschließlich Ad. Pichlers und J. Seebers Bucherfolgen ergab sich, daß das kleine Tirol allein schon damals keine Verlags-Rekorde erreichen konnte. Im Streben Domanigs lag auch nicht die Wirksamkeit auf die Weite und Breite, vielmehr ins Engere und Tiefe, um für ein vorbildliches Tirol im allgemeinen zu wirken können. Das hatte sein Seelengemälde schon für die deutsche Dichtung seiner Zeit erreicht. Die für Domanig charakteristische Einkleidung von Webers Tragödie des Entsagens „Goliath" dürfte z. B. unter dem Einfluß des „Abtes" entstanden sein (s. „Hochland" 1913).

* * *

In natürlicher Reaktion wandte sich Domanig einer brennenden Existenzfrage tirolischen Grundbesitzes in seinem Schauspiel aus der Gegenwart in fünf Akten „Der Gutsverkauf" zu, das 1899 bei Wagner als Buch herauskam. Es behandelt eine heute viel deutlicher hervorgetretene bedrohliche Invasion fremden Kapitals und Lebens in abseits gelegenen Dorfgemeinden, die indes zu mancher gesetzlichen Stellungnahme in Tirol und in Nachbargebieten geführt hat. Damals, im Zeichen

[24] Wie an dem Brauchbuch „Tiroler Fasnacht" (1949) und an der Ausgabe geistlicher „Tiroler Umgangsspiele" (1958) bemerkt wurde.

liberalen „Fortschritts", fand das Stück wenig Zustimmung. 1911 übernahm es Val. Höfling in seine Münchener Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke für Volksbühnen. Weder der Intendanturrat Dr. R. Genée in Berlin noch der Theaterdirektor Ad. Müller-Guttenbrunn in Wien vermochten der Verhinderung seiner Aufführungen, die schon vorbereitet waren, erfolgreich entgegenzutreten. Erst etliche Arbeitervereine und Gewerkschaften in Schwaz, Sterzing, Meran und Basel erzielten größere Begeisterung auf ihren Bühnen. Domanigs Vorwurf, die Mittel zur Verhinderung des Ausverkaufs durch fremde Geschäftsmakler, mögen heute als zu verwickelt erfunden erscheinen. Der Grundgedanke ist indes ungleich deutlicher und verständlicher geworden. Das Stück ist in edler Umgangssprache geschrieben und wirkt durch Humor und Satire. Es bleibt ein Dokument der Zeit vor der Jahrhundertwende.

* * *

Von seinen ersten Kalendergeschichten bis zu den letzten Beiträgen seines schließlichen Volksbuches „Tyroler Hausgärtlein" entfaltete Domanig als Erzähler den ihm entsprechendsten, treuherzigen, treffenden und doch schlichten und selbstverständlichen Stil, ohne Romantik, ohne seiner Zeit und dem Leben zu viel zugemutete Problematik, ohne viel Pathos, ohne Aufwand der in Ausdruck, Mundart und Gehalt doch edel-bäuerlich-volkstümlich, mit kraftvollen und humoristischen Wendungen und über allem eine berechtigte Freude und Liebe zum „Landl", die noch immer wieder wirken werden und müssen, wenn Gefahr im Verzug ist. Auch darin lag schon ihr ursprünglicher Nutzen und darin bleibt noch die Bedeutung Domanigscher Erzählkunst, trotz aller Volksumschichtungen unseres Jahrhunderts. Aus dem Schatz der Erinnerungen seiner Mutter und seiner Schönberger Tante kamen dem Dichter die ersten Unterlagen zu. Eigene Zeitgeschehnisse und Zeiterfordernisse, alltägliche und typische des Tiroler Volkslebens ergaben die weiteren im Rahmen der Landschaft und Tagesverhältnisse. In mancher Erzählung tritt daher schon das Mahnen und Warnen eines väterlichen Freundes unmittelbar hervor. Von den „Kleinen Erzählungen" erschienen 1893 zunächst sechs sozusagen ererbte, in Buchform bei Wagner, von Philipp Schumacher bebildert, dazu vier weitere selbsterlebte in der Zweitauflage bei Kösel 1905, desgleichen in der Drittauflage 1912 und in der Gesamtausgabe. Wie viele noch einzeln abgedruckt oder ins Norwegische, Tschechische, Flämische und Englische übersetzt und seit ihrem Freiwerden in neueren und neuesten Volksschriften nachgedruckt oder im Rundfunk verbreitet wurden, kann hier nicht angeführt werden.

Die belehrenden und apologetischen Beiträge faßte Domanig in einem Volksbuch „Hausgärtlein" mit Gedichten, Liedern, Anekdoten, Parabeln und Eindrücken aus seiner Fahrt ins Heilige Land zusammen. Die St.-Josef-Bücherei-Bruderschaft in Klagenfurt ließ es 1908 durch verschiedene Künstler und Bildner ausstatten und fast 200.000 im österreichischen Volke ausbreiten. Schon vier Jahre darnach gelang Domanig eine zweite, viel vermehrte und veränderte Auflage im Buchhandel (Kösel)

unter den Titel „Tyroler Hausgärtlein", eingeteilt in fünf programmatische Kapitel. Während die 10 „Kleinen Erzählungen" den 2. Teil des 5. Bandes seiner gesammelten Werke ausmachen, nimmt das „Tyroler Hausgärtlein" in diesen, vornehmlich um die Jerusalemer Wallfahrtsberichte gekürzt, den 1. Teil des 4. Bandes ein. Daran sind nämlich noch das dreiaktige Märchenspiel „König Laurin", der Appell an die Einigkeit der christlichen Tiroler „Grobianus Nostranus Tyrolensis" und eine patriotische Tiroler Rede von 1904 angeschlossen.

Schon im Jahre 1911 hatte ein Tiroler Friedenskomitee Domanigs eindringlichen Mahnruf „Zum Frieden" als Broschüre herausgebracht, um die damaligen feindlichen Parteien katholisch orientierter Tiroler zur Verständigung zu verhalten, eine Warnung, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen Nord- und Südtirols wieder manches Beachtliche und Wesentliche für den eigenen Volkscharakter wie überhaupt für das öffentliche Leben in sich birgt. Die Dialoge des „Grobianus" waren schon 1901 im Wiener „Vaterland", die historische Erinnerung „Wie Niklas von der Flüe den Frieden gestiftet hat" etliche Jahre darauf als zweiter Mahnruf in Wiener und Tiroler Zeitungen, das dritte Gedicht „Der Zweikampf" im „Gral" (1906) u. ö. erschienen. Den endgültigen Zusammenschluß der Konservativen und Christlichsozialen Tirols erzwang freilich erst der erste Weltkrieg. Daher bleiben diese Dichtungen eindringliche Zeugnisse aus dem politischen Kampfgeschehen des Landes.

Den großen Auflageerfolg mit diesen Vers- und Prosaerzählungen, Schildereien und Belehrungen teilt Domanigs kulturhistorische Erzählung „Die Fremden", die zuerst, nicht gerade treffend, als Roman aus der Gegenwart 1898 bei J. Roth in Stuttgart, 1900 dort als Kulturbild in 2. Auflage, 1911 als Volksbuch innerhalb der Klagenfurter St.-Josef-Bücher-Bruderschaft herauskam, schließlich den 1. Teil des 5. Bandes von Domanigs gesammelten Werken einnahm. Die ersten Ausgaben standen im Zeichen des gerade ausgebrochenen katholischen Literaturstreites. Heute, nach 60 Jahren starker Weiterentwicklung, mag es manchem ironisch klingen, daß ausgerechnet das aktuelle Zweckbuch des Fremdenverkehrslandes diesen etwas einseitigen und scharfen Angriffen ausgesetzt und sein weiterer Weg im deutschen Verlagsbuchhandel verlegt wurde. Sein Verfasser rückte in seinen Beiträgen zu K. Muths „Hochland" die urtümliche und bleibende Bedeutung eines Franz Defregger, Albin Egger-Lienz und anderer Tiroler Künstler eindringlich ins deutsche Allgemeinbewußtsein. Außerdem hielt Domanig gerade damals ein gemeinsames Aufwärtsstreben in der deutschen Literatur und Kritik sich stets vor Augen. Endlich half er konfessionelle Rückständigkeiten im literarischen und praktischen Leben zu überwinden. Gewiß war es Domanig in seinen „Fremden" und in der damaligen, für uns heute etwas altväterlich anmutenden Problembehandlung vor allem darum zu tun, das herkömmliche Tirol vor einer neuen Gefährdung des Väterglaubens, vor Veräußerlichungen von Sitte und Brauch, vor Entfremdung des Besitzes und Entstellung der Landschaftsbilder zu wahren, so daß er die entscheidenden wirtschaftlichen und sozialen Ergebnisse des Fremdenverkehrs, dessen Tücken freilich er schon in den Schicksalen seiner Schönberger Verwandten und in Sterzing besonders

stark erfahren hatte, fast gar nicht mitbewertete. Heute erscheinen manche seiner Gedankengänge, obgleich noch aus der Vorstellungswelt vor 1900 gesehen, weiteren und weitesten Kreisen schon selbstverständlich, ja berücksichtigungsnotwendig für den Bestand jedes Verkehrslandes, gibt es schon eigene Zusammenschlüsse, um Orte stillerer Selbst-, Landschafts- und Lebensbesinnung zu finden und zur Auffrischung zu genießen, und beziehen mancher Seelsorger, auch mancher andere Volksbildner, selbst Gastwirte gerade aus solchen „Zugereisten" und Fremdansiedlern wieder vorbildliche Kräfte bei ihren Aufbaustrebungen. Vor allem geben die jetzigen bergbäuerlichen „Erholungsdörfer" den Gedankengängen K. Domanigs vielfach recht!

Ein anderes Angriffsobjekt bildete übrigens bezeichnenderweise noch der Südtiroler Adelsroman „Das Märchen vom Glück" der Itha v. Goldegg (1898) im Ringen um eine ebenbürtige katholische Literatur bei ähnlicher Verkennung seiner geleisteten kulturellen und sozialen Aufgabe zur stärkeren Eingliederung noch immer privilegierter Kreise in das doch weiter zu fördernde schöpferische Volksleben. Muths Kritiken beeinträchtigen außerdem Domanigs Stellung als festlicher Anno-neun-Dramatiker. Etliches hat K. Rausse im „Hochland" (1914) auszugleichen versucht, aber zu spät, um diesen spezifisch-tirolischen Volksschriftsteller, in dem ein unzertrennbares, lebensvolles Ganze erwachsen war und ausreifen wollte, noch weiter emporzuführen. Wie sehr Domanigs Idealrealismus den Bedrohungen unseres Jahrhunderts nahe kam, erweisen die nun vorherrschenden Verhältnisse. Die erlebten Unbilligkeiten drückten auf seinen Gemüts- und Gesundheitszustand schon bedenklich.

* * *

Was er wollte und erstrebte, kam in seinen weiteren Gegenwartsdramen „Der Idealist" und „Die liebe Not" zum persönlichen, gemütsinnigen Ausdruck. Domanig gesteht selbst zu seinem „Idealisten": „Den ersten Anstoß zu diesem modernsten unter meinen Dramen hat ein armer Student gegeben, der an der Wiener Universität mit Hunger und Not sich durchschlug. Wenn er wieder einmal ein paar Tage nichts gegessen hatte, ließ er sich bei uns sehen, und wir sahen ihn nicht ungerne. Er war ein Südslawe von feurigem Temperament und zäher Ausdauer, der den Verhältnissen, denen ein anderer unterlegen wäre, standhielt und es zuletzt zu einer annehmbaren Stellung brachte. Dieser ausgesprochene Idealist regte in mir den Gedanken an zu einem Schauspiel: Der arme Student. Meine Erfahrungen, die ich mittlerweile mit der Bühne machte, den Einblick, den ich, in der Großstadt lebend, in das Repertoire gewann, sowie mein eigener Idealismus verdichteten sich zuletzt zum ‚Idealist'. Es ist ein Vorstoß, den ich, sagen wir als Mann von Kopf und Herz und ehrlicher Deutscher, gegen ein verlottertes Theater unternommen habe..." Das Schauspiel erschien zuerst 1901 annonym im Österreichischen Theaterverlag in Wien, ein Jahr darauf mit Namen in der Allgemeinen Verlagsgesellschaft zu München, in welche gerade zuvor Domanigs Werke aus dem Roth-Verlag übergegangen waren, endlich im 3. (Dramen-)Band der gesammelten Werke. Die erste Aufführung veranstaltete die Verbindung „Nordgau" im Rahmen der Wiener Akademischen Rede- und Lese-

halle Mitte März 1906 in sorgfältiger Durchführung. Viele Wiener Literaten, vorab die des „Gralbundes", sprachen dem Dichter hohe Anerkennung aus. Dieser schrieb in sein Tagebuch: „Es war mein erster Erfolg, ein voller und ganzer, den ich auf der Bühne erzielte. Gott sei Dank dafür; denn jetzt hoffe ich wieder." Im Mai folgte der Kaufmännische Verein. Bei der nächsten Wiederholung fand sich unter anderem Dr. Karl Schönherr ein, der Domanig manche Änderung vorschlug, freilich nicht ohne Voreingenommenheit. Es blieb in der Folge doch bei Liebhaberaufführungen, besonders studentischen, die allmählich aktueller wurden. Der Anteil des Dichters an seinem Vorwurf war persönlicher und mächtiger als im „Gutsverkauf". Die eigenen bitteren Erfahrungen brannten in ihm; so darf es nicht verwundern, daß dieses Schauspiel den Akademiker mehr ansprach als der technisch abgeschlossenere „Gutsverkauf".

Das 4. und letzte Schauspiel aus der Gegenwart, das in der Zeit einer letzten Genesung 1904 in Bozen zum erstenmal niedergeschrieben wurde, „Die liebe Not", erschien zunächst 1907 in zwei Ausgaben bei Kösel in Kempten und landete im Dramenband der gesammelten Werke Domanigs. 1913—1914 erlebte das Stück etliche Aufführungen im Salzburger und Innsbrucker Stadttheater, mit ehrlichem Erfolg. Im übrigen nahmen sich wieder vornehmlich Liebhaberbühnen und Studentenkreise des Dramas an, das auch in der Kritik erhöhtere Teilnahme und Anerkennung fand. „Dem rein menschlichen, dem sittlichen und poetischen Wesen nach", schrieb Dr. J. Weiss, „ist ‚Die liebe Not' eine schöne Dichtung von großer Innerlichkeit, ein echter ‚Domanig', idealistisch, etwas plauderhaft, einfach in den Konturen, von schlichter, sonniger Gemütsgröße. Alles kommt vom Herzen und geht zu Herzen. Ein Volksstück von edelstem Gehalt!" Es schien, daß das Verständnis für den Dichter sich nun weiter durchsetze und auch seinen Dramen zur gebührenden Stellung verhelfe.

Die ursprünglichere, auch mundartlich verstärkte Art des Tiroler Volksstückes war die andere Entwicklung, die sich Domanig in diesen Jahren in Wien oder vielmehr bei seinen Urlauben in Tirol wieder aufdrängte. In Rom hatte er aus Erinnerung an seine Sterzinger Heimat mit dem Dialog „In der Christnacht" an diesen Volksbrauch angeknüpft. In seinem Appell vom „Grobianus" und schließlich in dem Märchenspiel „König Laurin" verstärkte er seine heimatliche Auseinandersetzung und Erzählung im Dramatischen eines Mundartstückes, wie es in Tirol seit der Aufklärungszeit immer mehr zurückgedrängt worden und nicht bühnenüblich geblieben war, während in der Schweiz sich das Mundartstück mehr und mehr als Nationaltheater durchsetzte. Erst Tirols Reimmichl (Seb. Rieger) hatte nach Domanig wieder ein Hirtenspiel in seinem köstlichen Hausbuch „Weihnacht in Tirol" erneuert und der Kunstgelehrte Dr. J. Garber war ihm in einem Krippenspiel nachgefolgt, wie eben zuvor Domanig einen Krippendialog gedichtet hatte. Das waren Ansätze zu neuer, gehobener, christlich ausgerichteter Volksdramatik.

„König Laurin" veranschaulicht eine Volkssage vom Rosengarten. Es ist ein Heimatstück, mit ungefähr denselben Vorzügen und Schwächen behaftet wie „Die

liebe Not", wenn man allein unser Berufstheater ins Auge faßte. Es wurde 1913 wiederholt im Leosaal des katholischen Arbeitervereins in Innsbruck, schließlich noch im Innsbrucker Stadttheater anläßlich des Tiroler Bauerntages 1946 mehrmals gegeben. Es war diesen „künstlerisch nicht voreingenommenen" Zuschauern ein lieber Gruß aus Südtirol und dessen Schlern, volkstümlich dargestellt und erfaßt, mit vielem Beifall bedankt, so daß z. B. die „Tiroler Bauernzeitung" vom 4. April 1946 den Wunsch aussprach, daß es von größeren Bühnen des Landes aufgegriffen werde. Unwillkürlich ergab sich der Gedanke, ob Domanig, wäre er in seiner Heimat verblieben, das Tiroler Volks- und Mundartstück zu höheren Ehren gebracht hätte. Schon bei der Uraufführung am 30. April 1913 im Innsbrucker Stadttheater, dem letzten anspornenden Erfolg Domanigs, der sogleich sechs und im Herbst weitere Wiederholungen folgten, kam der tiefsittliche Grundgedanke viel stärker als bei den späteren zur Geltung, wenn auch etliche Mängel noch nicht ausgemerzt waren. Ursprünglich war das Bauernspiel als Singstück gedacht, das Domanigs Freund, Professor Vinzenz Goller in Klosterneuburg vertonen sollte. Goller hatte schon etliche Lieder Domanigs durch seine Kompositionen ins Volk getragen.

* * *

Domanig stand mit Karl Schönherr jahrelang in persönlichem Verkehr. Sie besuchten auch die eine und andere Aufführung ihrer Stücke gegenseitig. Angeregt wurde Domanig durch Schönherrs „Kreuzköpf", an denen er viel Wahrheit und Witz fand. Zu Weihnachten 1899 suchte Schönherr den älteren Landsmann auf. Domanig beglückwünschte wieder den Dichter und Preisträger des „Sonnwendtag": „Über den großen Erfolg, den Du, der erste Tyroler, am Burgtheater errungen hat, freut sich von Herzen — qui hoc nomine gaudere perseveravit — Dein Freund K. D." Ein richtiger Briefschreiber wie Domanig war Schönherr von Anfang nicht. Ein viel härterer und schärferer Bildschnitzer, handhabte der Mediziner sein Handwerk und Handwerkszeug. Die gemütvolle Weichherzigkeit und Erzählerlust Domanigs hatte in Schönherrs damaligem Erdenkampf keine Berechtigung. Als jener im Mai 1903 den „Hofer"-Aufführungen A. Müller-Guttenbrunns im Wiener Andreas-Hofer-Verein fern bleiben wollte, redete ihm vor allen Schönherr zu, doch dem begreiflichen Drängen des Theaterdirektors und anderer erfahrener Bühnenleute der Großstadt zu entsprechen. Da wurde dem Dichter ein ungeheurer Lorbeerkranz auf der Bühne überreicht. Die Schleife schenkte er seiner Tochter Maria, den Kranz legte er auf das Grab seiner verunglückten Tochter Klara in Weidling. Den Chef der Claque komplimentierte er von vorneherein aus dem Zimmer. Schönherr schüttelte über den unverbesserlichen „Erztyroler" etwas den Kopf. Selten nur mehr trafen sich die beiden Karle in Wien. Übrigens machten in jedem sich der Tiroler in ihren kleinsten Geschichten und Dichtungen am originellsten geltend. Das war noch stärker in der Generation Adolf Pichlers getreu dem epischen und dramatischen Entwicklungsgang Tirols der Fall gewesen.

Domanig schloß sich im Ringen um eine ebenbürtige Dichtung, Wissenschaft und Kunst der deutschen Katholiken seit dem einschneidenden Österreichischen Katholikentag von 1902 den nachmaligen Gralbündlern Kralik, Eichert, Hlatky, Trabert, Handel-Mazzetti und dem Kreis der jungen Tiroler Akademiker in Wien mit Josef Neumair und Josef Weingartner an der Spitze an, ohne sich einseitig abzusperren. Seit er den alten Ansitz in der Klosterneuburger Burggasse Nr. 2 dank des Entgegenkommens seines Schwagers Erwin Müller von den Bach'schen Erben für sich und seine Frau käuflich erworben hatte, wurde bald das gründlich neugestaltete, nach Tiroler Art und Kunstsinn bereicherte Familienheim mit seinem weitläufigen Garten, dem Tummelplatz der Kinder, ein fast sonntäglicher Treffpunkt mancher Tiroler, Künstler und Gelehrten aus Wien, in dem sich vieles fand, was sich tirolisch aussprechen wollte. Da konnte man Defregger und oft Egger-Lienz, Delug, Schumacher, Atzwanger neben angesehenen Politikern und Abgeordneten, Dichtern und Studenten, Prälaten und Priestern antreffen. Domanig selbst saß in ihrer Mitte, erzählend und ausgleichend, fest und offen für seine Tiroler Ideale eintretend. Von Zeit zu Zeit huschte eines der Kinder vorbei, als Heinzelmännchen die Gäste bewirtend. Ein gemütlicher, zeitaufgeschlossener Geist mit ungezwungener Gastlichkeit erfreute die Gesellschaft. Es war eigentlich die Domäne, das Königreich Karl Domanigs. Wie viele seiner erzählenden und belehrenden Dichtungen konnte man sich da, von ihm vorgetragen, am besten vergegenwärtigen. So wie an manchem einschichtigen Großhof Tirols noch zu seiner Zeit am Sonn- und Feiertag sich „alles" vor dem Hause oder in der großen Stube zusammen- und zurechftand, im Stillen der Hausvater der Mittelpunkt blieb und manches, selbst im Gesinde, ebenso ruhig ausglich, aber auch ein Erzähler oder Spaßmacher aus dem Dorfe noch zur Geltung kam und sozusagen das Seine zur Weltchronik und Hausbildung beisteuerte, entfaltete sich Domanig mit ungezwungener Selbstverständlichkeit als *pater familias*, als Erztiroler im Wiener Bereich.

Das erste Jahrzehnt seiner Ehe hatte Domanig in mehr abgelegeneren, idyllischen Ortschaften um Wien, in Himberg, Kritzendorf, Weidling familiäres Leben angestrebt bis endlich der alte, weitläufige, aber auch arg vernachlässigte Hof in Klosterneuburg entdeckt, erkauft und vertirolert wurde. Hier wuchsen die eigenen Kinder in vieler Freiheit kräftig heran. Elf hatte ihm seine zarte Gattin zwischen 1884 bis 1899 geschenkt. Ein Mädchen Klara stürzte so unglücklich, daß sie 1895 starb. Die Eltern errichteten ihr ein Marterl im Klosterneuburger Hof. Der älteste Sohn Franz folgte dem Vater ins germanische Kolleg zu Rom und stieg bis zum Monsignore und Dekan in Wien auf. Die Tochter Irmgard betreut nun ihren Gatten Generaldirektor Dr. Alex. Burjan in Wien. Zwei weitere Töchter, Paula und Bertha, wirkten in Riedenburg bei Bregenz; erstere starb als Fachlehrerin 1943 dort; letztere steht als Generalpriorin dem Dominikanerinnenorden vor. Der Ältesten, Maria, gedenken wir im nächsten Kapitel. Andreas, der Exportakademiker, der sich getreu den mütterlichen Brüdern dem Welthandel verschrieben hatte, fiel im ersten Weltkrieg 1916 als Pionier bei Tolmein. Der nächste, Josef, trat in die k. u. k. Marine ein und starb 1931.

Erst der dritte, Gottfried, österreichischer Repräsentant der Internationalen Schlafwagengesellschaft, übernahm daher nach dem Tode der Eltern das ansehnliche Heim in Klosterneuburg, das nun schon mit Karl-Domanig-Straße Nr. 2 bezeichnet war, auf Vorschlag der ältesten Tochter, um es nicht zerteilen oder veräußern zu müssen. Sein Sohn Michael bezog jüngst auch Haus und Handelsgeschäft in Sterzing, da die letzten Besitzer, Josef Domanig und seine Frau Maria geb. Pfurtscheller, keine direkten Erben zurückließen. Der nächste, Erwin, machte sich als Primararzt des Salzburger Landeskrankenhauses und Univ.-Professor in Wien einen Namen. Luise, die Jüngste, vermählte sich mit dem Primar des Krankenhauses in Mistelbach a. d. Zaya und Univ.-Professor in Wien. Gottfried, Erwin und Luise besitzen stattliche Familien mit Enkeln, wiederum auch mit Mitgliedern des geistlichen Standes durchsetzt, so daß man schon angesichts dieser Nachkommenschaft den Schlußvers aus Karl Domanigs Gedicht „Verlassenschaft" anwenden kann: „Die Enkel, mein' ich, loben den Ertrag."

Ganz aus sich heraus trat Domanig zu Zweit in seinen Tiroler Sommerfrischwochen, in abseitig gelegenen Dörfern der herrlichsten Mittelgebirgsnatur, in Afers, Aufhofen oder Velthurns, in Barwies, Navis oder St. Paul, überall, wo Landschaft, Geist und Seele Tirols ihm wie zusammenlebten, auch Küche und Keller zurecht bestanden. Da gedieh aber auch vieles zu seinen Werken, sie wurden ausgearbeitet oder durchgefeilt oder druckfertig gemacht. Auch in solchen Sommerfrischen bildete Domanig bald einen kleinen Mittelpunkt besinnlicher Geister, gleichviel, ob sie die Bauernjoppe trugen oder sich mit gelehrtem Titel begrüßen ließen. Dabei ersparte Domanig sich nötigenfalls nicht, Unsitten oder Unschönheiten zu treffen und auf Abstellung zu zielen.

* * *

Ungezwungen erzählte er und trug auf Bitten selbst das oder jenes Gedicht oder gar ein Stück aus seiner neuesten Verserzählung „Um Pulver und Blei" vor, die der Abschluß seiner Anno-neun-Werke wurde, eine kleine Odyssee zweier Vorkämpfer, die das nötige Kriegsmaterial und Geld aus Österreich über den Radstädter Tauern trotz Sturm und Eis nach Tirol gebracht hatten. Er hatte denn auch die Erzählung kurz eingekleidet, wie wenn er sie seinenKindern vorgetragen hätte. Sie erschien zuerst im „Gral" und als Buch bei Kösel 1909 und im 1. Band seiner gesammelten Werke, ist aber am Schauplatz ihrer Handlung, entlang des Radstätter Tauernübergangs, und bei den Bergfreunden, welche den Engpaß seiner landschaftlichen Eindrücke wegen nun viel aufsuchen, fast gar nicht bekannt geworden. Domanig steigerte die Leistung der Freiheitskämpfer mit diesem großartigen Hochgebirgserleben ins beispielhaft Charakteristische, über Adolf Pichlers stoffverwandten Erzählungen hinaus, in seinen reimlosen Jamben. Die Verse lesen sich nicht gar so glatt, eben wie Bergrinnsale. In lebendigem Vortrag kommt der Zusammenklang erst recht zur Geltung. Das kleine Epos zeigt in seiner Abklärung und Abrundung den Altersfortschritt von Domanigs größeren Heimatdichtungen.

Die letzten Jahre Domanigs waren mit Krankheiten und Leiden erfüllt. Als er beim allgemeinen österreichischen Katholikentag 1910 die Festrede inmitten seiner Farbenbrüder und Gesinnungsgenossen über Monismus und Heimatschutz hielt, brach der Unentwegte wieder Blut. Wohl mehrten sich erfreuliche Anerkennungen, Aufführungen, Ehrenabende, Drucke und eingehende Würdigungen des Dichters und Kunstkenners, auf die hier nicht einzeln eingegangen werden kann, vor allem zu seiner silbernen Hochzeit, zum Tiroler Jubiläum 1809—1909 und zu guter Letzt zu seinem 60. Geburtstag 1911, an dem er zum Ehrenbürger von Sterzing erkoren wurde. Sie führten ihn zu vielem Dank an Gott. Ein leichter Schlaganfall folgte dem letzten Fest. Im Frühjahr 1913 mußte der Schwerkranke einen größeren Urlaub vom Amt erbitten. Begleitet von zwei Kindern, traf er in Südtirol ein und landete bald in der Heilanstalt Hocheppan des Dr. H. v. Vilas, die er nicht mehr lebend verließ. Bald das, bald jenes seiner Kinder stand ihm bei. Besuche strengten ihn arg an. „Gelt, tust mich halt Deinen Leutlen empfehlen", verabschiedete er einen um ihn bemühten Bundesbruder, „und die ‚Austrier' schön grüßen. Sag' ihnen, sie sollen z'sammenhalten und einig sein. Ihr Gebildeten seid doch die berufenen Führer und Anwälte des katholischen Volkes. Und die Jungen sollen sich nie mausig machen, sonst fressen sie die Katzen. Fürs 50. Stiftungsfest (1914) — wenn's geht... darfst mir nicht verübeln, wenn ich sitzen bleib' und Abschied nimm — leb' wohl! Vergelts Dir alles Gott!"

Der Optimist und Katholik hatte noch viel zu erdulden, Gehirnblutungen, linksseitige Körperlähmung, Störungen der Herztätigkeit — den letzten Blitzbesuch erlaubte man Prof. Albin Egger-Lienz, dessen ideellen und künstlerischen Durchbruch Domanig früh erahnt hatte: „Grüßen Sie mir Ihre Frau, Ihre Kinderlen und jedes einzelne von Ihren Bildlen!" Mit Sorge dachte er noch der Gesamtausgabe seiner Werke und ließ seinen Biographen Dank und Gruß senden. Vor allem aber wollte er seine Frau und übrigen Kinder auf dem Laufenden gehalten wissen. Der Pflegschwester Elisabeth, die gerade Namenstag hatte, schrieb er selbst noch, mühsam kritzelnd, in ihre „Nachfolge Christi" sein letztes Gedicht:

Trost

Uns hat die allerlängste Nacht
Des Winters Anfang erst gebracht.
Die kleinen Vöglein zagen,
Die armen Leute klagen:
Der Winter, der grimmige, naht! ...
Und unterdessen —
Habts Ihrs ermessen? —
Hat sich gewendet die Sonnen,
Der Tag hat zu wachsen begonnen
Und wächst in die Länge so früh als spat.
Bald regt sich und dehnt sich die schlafende Saat
Und der Frühling, der Frühling, der Frühling, er naht!

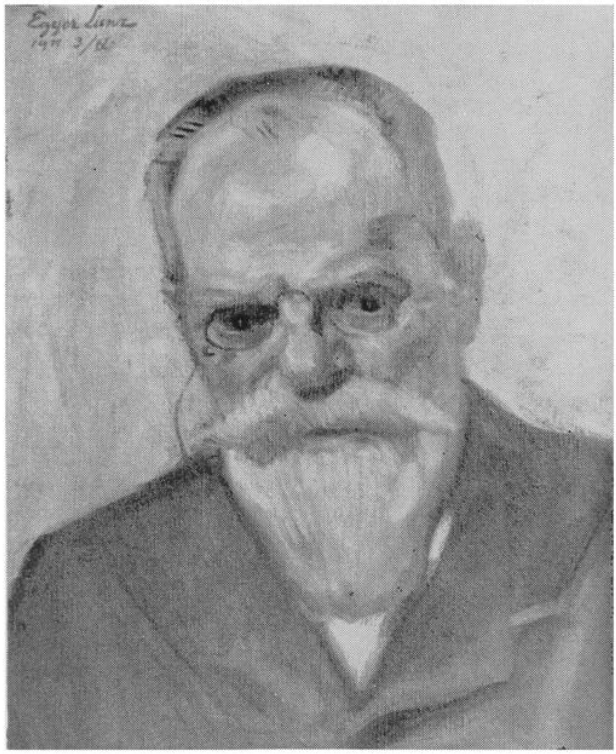


Bild 9: Der 60jährige Karl Domanig,
nach einer Rötelzeichnung von Albin Egger-Lienz 1911

Bild 10: Jugendschriftstellerin Maria Domanig (1884—1940), nach einer Zeichnung von M. v. Poosch

Domanig erlebte die längste jährliche Nacht nicht mehr. Seine Tochter Irmgard verständigte am 9. Dezember früh die Mutter und Geschwister telegraphisch, erreichte sie aber nicht mehr. Domanig entschlief gegen Abend in ihren Armen wie ein Kind, das sanft eingewiegt wurde, noch im Tode seine tiefverwurzelte Religiosität, die Biederkeit seines Charakters und sein großzügiges Tirolertum angesichts des gesegneten Überetsch bekundend.

Schnell verbreitete sich die Nachricht von Domanigs Tod in seinem Tirol. Sein letzter Wunsch, wieder im Land daheim bleiben zu dürfen, erfüllte die Familie, indem sie den Toten dem Sterzinger Familiengrab übergab. Im Hause des Bürgermeisters und Neffen Josef Domanig, Karls Geburtshaus, wurde die Leiche aufgebahrt und die Zahl der teilnehmenden Tiroler, die sich hier einfanden, riß nimmer ab. Es war ein herrlicher, kalter Tag, der 12. Dezember 1913, der zur Begräbnis über das Hochgebirgsstädtchen Sterzing heraufzog. Von den Spitzen der Kare leuchtete winterlicher Schnee. Darüber blaute sich der klarste Himmel, gleichsam als wollte er die vielen herbeiströmenden Trauernden hinweisen, in welchem großartigen, felsenfesten Tirol Domanig geworden war. In der Mitte des Landes ist Sterzing, wie er selbst in seinem Gedenkartikel der „Reichspost" vom 29. Juli 1911 dargetan hatte, auch in der Geschichte und in manchen Landes- und Persönlichkeitsleistungen das Herz von Tirol geworden. Von ruhmreichen Familienüberlieferungen, kunst- und kulturgeschichtlichen Bedeutsamkeiten war Domanig früh ausgegangen und hatte in seinen Werken das Dauerhafte festzuhalten und emporzuführen getrachtet.

Dumpf tönte gegen Mittag das Trauergeläute, während im Domanighause noch immer für die Seelenruhe des Ehrenbürgers gebetet wurde. Die Stadt hatte alles aufgeboten, um ihren großen Sohn nochmals zu ehren. Dessen Vetter, Bischof Dr. Sigismund Waitz als Vertreter des Brixner Fürstbischofs, segnete den Verewigten vor dem Hause ein. Alle Glocken der Stadt ertönten, ihre Musikkapelle intonierte den Trauermarsch und die Schläger der verschiedenen Verbindungschargierten klirrten, indes „Austrias" Standarte, die Domanig selbst vor 40 Jahren gestiftet hatte, und ihr weiß-rot-goldenes Banner über dem Sarge wehten. Den vielen Angehörigen aus nah und fern, voran Witwe Irmgard mit der Mehrzahl ihrer noch von weither herbeigerufenen Kinder folgten der Vertreter des österreichischen Thronfolgers, des Oberstkämmeramtes, des Statthalters für Tirol und Vorarlberg und viele weitere Repräsentanten von Einrichtungen und Körperschaften Österreichs und Tirols und sozusagen die ganze Stadtbevölkerung von Sterzing hinaus bis zur Pfarrkirche und zum Friedhof der Gemeinde, wo sich unter den gotischen Arkaden die Grabstätte der Eltern und vieler Verwandter Domanigs befindet. Der Senior der ältesten Verbindung „Austria", ein Sohn eines Konphilisters des Verewigten, und der Senior der jüngsten C.V.-Verbindung „Welfia" dankten namens des gesamten C.V. nochmals dem beispielhaften „Alten Herrn" ins Grab. Nicht minder eindringlich sprach Bruder Willram (A. Müller) namens der katholischen Schriftsteller. Tags darauf zelebrierte der Stadtpfarrer das feierliche Seelenamt in Sterzing, Erzbischof Dr. Piffl und P. Abel in Wien usf.

Daß das alte Österreich und das alte Tirol zu Grabe gehe, diesen niederzwingenden Eindruck bestärkten bei Domanigs Tod noch die Worte des Vertreter Erzherzog Franz Ferdinands, Oberst Al. v. Brosch, in seinen Befürchtungen für die Donaumonarchie, falls sein Herr nicht noch in letzter Stunde durchzugreifen vermöge. Oberst Brosch ging selbst ein Jahr darauf als Kommandant des 2. Tiroler Kaiserjägerregiments in Galizien elend zugrunde.

* * *

Während nun viele Domanig-Feiern in Tirol, Salzburg, Wien, München folgten, stellte die Familie unter Leitung der ältesten Tochter Maria die von Domanig noch ersehnte Gesamtausgabe seiner dichterischen und programmatischen Schöpfungen zusammen, die Kösel in München in vornehmer Gediegenheit im Sommer 1914 in fünf Bänden herausbrachte. Der hiezugehörige Ergänzungsband, nämlich die Lebensbeschreibung, Würdigung, Bibliographie und die dichterischen Zueignungen, folgte, auf Wunsch des Thronfolgers ihm als einem der Schüler Domanigs zugeeignet, in dem Augenblicke, als jener nach Bosnien zu den Kaisermanövern mit seiner Gemahlin eilte und ein jähes Ende erlitt. Die Bestätigung des Empfangs des ihm zugedachten Widmungsexemplares versah er noch in Sarajewo mit dem Vermerke, daß er nun selbst nach Tirol kommen und Domanigs Vermächtnis fördern wolle. Aber da lag er schon in Sarajewo neben seiner Gattin aufgebahrt. So schienen auch die Erwartungen, die Domanig noch an seine Gesamtausgabe geknüpft hatte, mit dem letzten Anlaß und Ausbruch des ersten Weltkrieges für immer erledigt zu sein. Im Jahre 1924 unternahm daher Maria Domanig eine Auswahlausgabe bei Tyrolia in Innsbruck. Aber auch sie vermochte die lebendige Verbindung des Dichters mit dem Volke nicht wieder ganz zu erreichen. Erst mit den „Enkeln" begann eine neue, stillere Zuwendung zu Karl Domanig anzusetzen. Ein Halbjahrhundert nach seinem Tode läßt sich immerhin schon feststellen, daß die Einsicht sich ausbreite, wie er seinem Volke, seinem Land und seiner Zeit weit mehr geleistet hat, als diese gemeinhin annahmen, und daß daraus manches für unsere Gegenwart, vorab für das zerrissene Tirol und jedwedes zerrissene Volkstum in Ehren bestehen bleiben kann und soll, ohne daß wir deshalb alle seine literarischen Leistungen zu überbetonen brauchen. Ohne solchen gläubigen Optimismus wäre vom geläuterten Tirolertum unter den Verheerungen, Auf- und Zuteilungen des letzen Halbjahrhunderts und damit auch ohne literarische Herausstellung seiner Probleme um 1900 kaum noch etwas Erfreuliches übrig geblieben. Domanigs Grundsatztreue leuchtet darin noch heute durch, ja voran.

Wenn sein Geist, seine Persönlichkeit in der Wertschätzung, vorab seiner Heimat nördlich und südlich des Brenners, und deren Güter uns umwehen und ergreifen und seine Begeisterung und Liebe uns anfeuern sollen, dann wird freilich vonnöten sein, daß das Verbindende und Bleibende daraus für Schule und Haus wieder zugänglich gemacht werde. Damit berühren wir jedoch ein Problem, das nicht nur Domanigs Werke betrifft, sondern manches weitere aus der Vergangenheit des Landes, das der

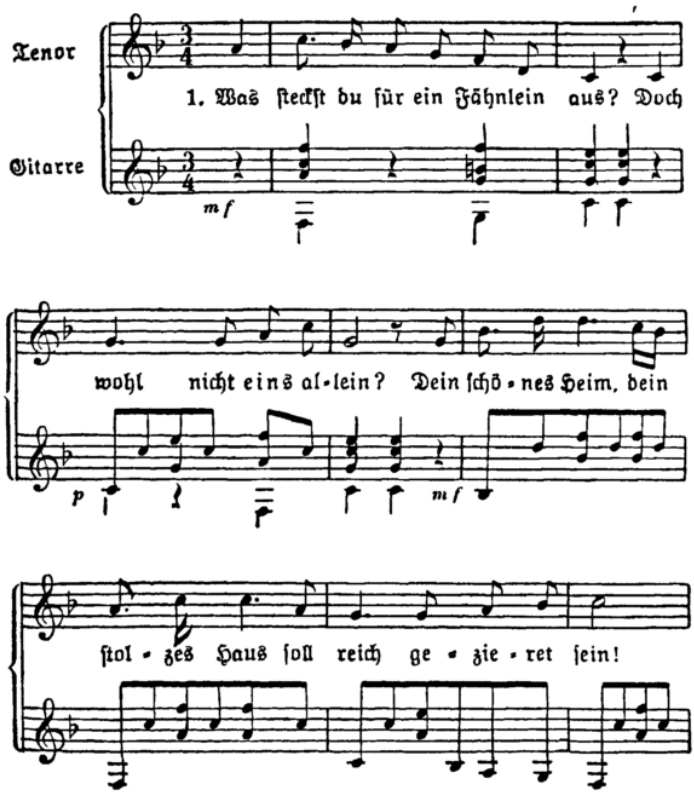
Gegenwart und Zukunft nicht verloren gehen sollte, will das Land den Bruch, den es staatlich erlitten hat, nicht auch geistig, kulturell, literarisch, lied- und bühnenmäßig für immer verewigen und sich seiner besten geistigen Stützen berauben. Eine Buchgemeinschaft, die Gemeinden und Pfarreien, Schulen und Internate, Bibliotheken und Lesezirkel des Landes einschlösse, könnte auf diese Weise auch den Druck solcher Bücher möglich machen und Anschluß an größere finden. Damit würde Domanigs Gedanke einer Tiroler Landesbücherei praktischen Gegenwartsaufgaben entsprechen.

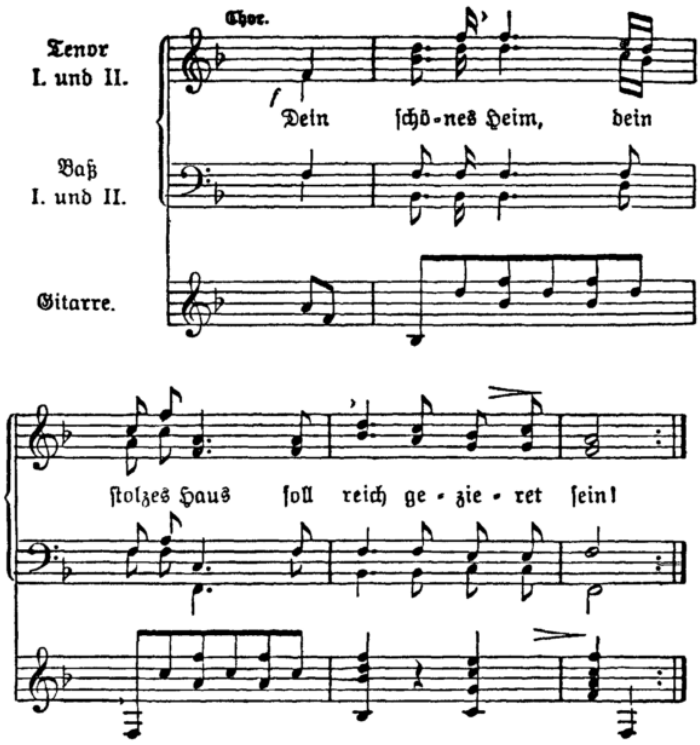
„Es steht sein Bild ein Vorbild seinem Volke.
O daß sein Geist in uns sich nun erneue —
Kein Ruhm währt länger als der Ruhm der Treue!"

(nach K. Domanigs Schluß seiner Anno-neun-Trilogie)

Tyroler Fahnenlied

Verfaßt von Karl Domanig, vertont von Ignaz Mitterer

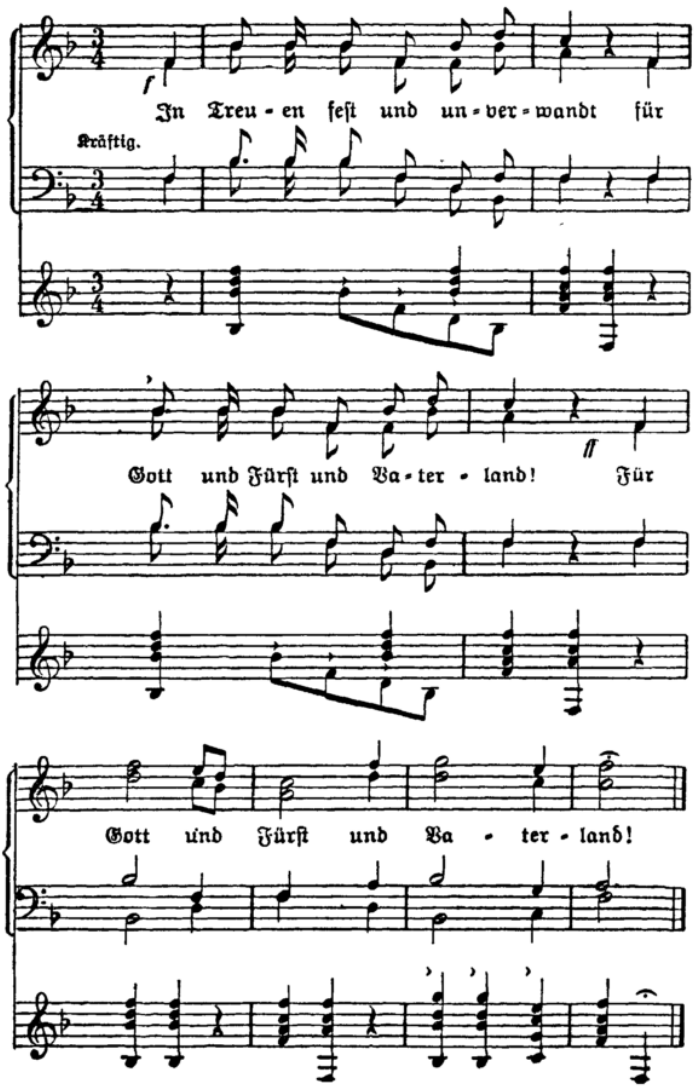




Mein gutes Haus, mein Vaterhaus,
Das trägt der Fahnen vier:
Die erste leuchtet weiß und gold,
Katholisch bleiben wir ...

Das vierte Fähnlein, weiß und rot,
(Es täts für sich allein),
Das Kühne vom Tyroler Aar,
Will mir das liebste sein!

Das Fähnlein ist und sagt genug:
Ein Volk von deutscher Art
Steht ohne Hehl und ohne Trug
Zu seinem Schild geschart!


In Treu - en feſt und un - ver - wandt für
Kräftig.
Gott und Fürſt und Va - ter - land! Für
Gott und Fürſt und Va - ter - land!

Schrifttum

1. Karl Domanigs Schriften:

Gesammelte Werke, herausgegeben von Maria Domanig, 5 Bände (I. 349 S. mit Bild, II. 486, III. 432, IV. 328 u. V. 479 S.), Kempten u. München 1914, eingeleitet durch das Lebens- und Persönlichkeitsbild von Elis. Mar. Hamann und das literarische Selbstporträt K. Domanigs, beschlossen mit dem Ergänzungsband: Karl Domanig und die tyrolische Literatur ab 1800 von A. Dörrer, 3. verbesserte, erweiterte Auflage 1914, 248 S. mit Bild, Bibliographie (hier nicht mehr berücksichtigt) und literarische Widmungen an den Dichter.

Von seiner Persönlichkeit und seinem Schaffen, herausgegeben von Maria Domanig, Innsbruck 1924, 234 S. mit Bild, eingeleitet durch E. M. Hamanns obiges Lebens- und Persönlichkeitsbild.

Der Abt von Fiecht, eine poetische Erzählung, 7. Aufl., herausgegeben von Maria Domanig, Buchschmuck von Herm. Samwald, Mödling 1926, 144 S. mit Bild.

Aus seinen Werken, eingeleitet durch die Literaturskizze von Anselm Salzer, herausgegeben von den Kindern K. Domanigs, Wien 1951, 48 S. mit Bild.

Tirols Aufgaben, in: Südtirol, Land und Leute vom Brenner bis zur Salurner Klause, angeregt und geleitet von A. Dörrer, mit Einführung versehen und herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender tirolischer Gelehrter von K. v. Grabmayr, Berlin 1919, S. 59 bis 67, und in: Gesammelte Werke IV, S. 50—61.

2. Veröffentlichungen über Karl Domanig:

Domanig Maria, Unsere Dichter, Anthologie, Graz 1909.

— Meine Mutter, in: Tiroler Novellen der Gegenwart, Reclams Universalbibliothek Nr. 6151 bis 6154, Leipzig 1920, S. 39—47; Österr. Frauenwelt 1913, Heft 13.

— Unser Vater, Sonnenland 1912.

— Aus dem Tagebuch eines Arztes, Aufwärts-Broschüre, Köln o. J. (1913), mit Beiträgen von K. Domanig (Der Schwegelpfeifer von Spinges, Tyroler Fahnenlied, Wir Menschen), von Maria D. (Aus dem Tagebuch eines Arztes, Das Primiziantenmutterl, Eine Mutter) und K. Domanigs Würdigung von Albert Zipper.

Domanig Irmgard, Pocci in unserer Kinderstube, in: Tiroler Novellen der Gegenwart, S. 35—39.

— Vaters Sterben, in: Sonnenland 1914, Heft 1ff.

Domanig-Beilage der „Reichspost", Wien, 2. 4. 1911.

Domanig-Beilage des „Allg. Tiroler Anzeiger", Innsbruck, 1. 4. 1911.

Dörrer A., Karl Domanig und sein Werk, in: Monat-Rosen des Schweiz. Studenten-Vereins, Jg. 55 (Luzern 1910), S. 15—28, 105—112, 177—192, 286—296, 419—432, mit Bild und Bibliographie.

— Karl Domanig, Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Heft 30/31, S. 149—193, Hamm i. Westf. 1911.

— Andreas Hofer auf der Bühne, in: Der Gral, Jg. 5 (Ravensburg 1910), S. 240—726, und selbständig, Brixen am Eisack 1911, 89 S.

— K. Domanig an Al. Reichlin, Monat-Rosen, Jg. 59 (Luzern 1914), S. 769—781, mit Abbildungen.

— K. Domanig als Student in Brixen, Salzburg und Meran, Innsbruck, Straßburg und Rom, Akadem. Bücherei, Bd. 2/3, München 1924, 72 S.

— Entstehung der katholischen deutschen Studentenbewegung in Österreich, Akadem. Bücherei, Bd. 6/7, München 1924, 70 S.

— Die Domanig-Sippe in Ost-, Nord- und Südtirol, Osttiroler Heimatblätter, Jg. 30 (1962), Nr. 13, S. 2/3.

Eisenburg L., Das geistige Wien, Wien 1893, S. 87.

Enzinger Moriz, Die deutsche Tiroler Literatur bis 1900, Wien 1929, S. 103—05.

Hamann Elis. Mar., K. Domanig, Studie, Ravensburg 1909, 119 S. mit Bild. Erweitert aus „Der Gral" 1909.

Loehr A. O. v., K. D., in: Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des ah. Kaiserhauses Jg. 32/V Wien 1913, und Wiener Zeitung, 23. 4. 1951 (kennzeichnet der Numismatiker K. D.).

Mumbauer Joh., Dem Tiroler Poeten K. D., in: Die Heimat, hrsg. v. H. Mohr, Freiburg i. Br. 1917, S. 35—46.

Pöllmann Ansgar, Rückständigkeiten, Ravensburg 1906, S. 152/8 u. 200/5; Historisch-politische Blätter, Dez. 1901.

H. H. K., Dr. Karl Domanig — der Mann vom Land Tirol, Österreich. Academia, Festnr. 1951.

Vigl Hermann, „Fast wie ein Priester...", ein Beitrag zum Selbstverständnis des Dichters K. D., Der Schlern, Jg. 36 (1962), S. 112—116.

Biographisches Jahrbuch, Jg. 13 (1918), S. 182/7; dazu: Tiroler Anzeiger, 3. 8. 1918.

Österreichisches biographisches Lexikon 1815—1950, Bd. 1, Wien 1956, S. 193.

Kosch W., Das katholische Deutschland, Augsburg 1933, I., Sp. 486/7 mit Bild Karls und Marias.

Giebisch-Pichler-Vancsa, Kleines österreichisches Literaturlexikon, Wien 1948, S. 72.

Zahlreiche Würdigungen K. Domanigs von J. Garber, G. Harrasser, Osw. Menghin, J. Neumair, Frz. Schumacher, M. Waldhart, J. Weingartner und anderen Tirolern in: „Der Gral", „Hochland", „Academia", „Der Schlern", „Brixner Chronik", „Dolomiten", „Neue Tiroler Stimmen", „Tiroler Anzeiger", „Reichspost", „Wiener Zeitung" usw., in den Anthologien des Gralbundes (Graz bzw. Ravensburg 1908ff.), besorgt von M. Domanig (S. 169—202), Wilh. Oehl (S. 109—117), Bernh. Stein (S. 73—112), Gedenkartikel zum 100. Geburtstag in Wiener und Tiroler Zeitungen, Abdrucke aus seinen Werken bis herauf zu Reimmichls Volkskalender für 1963 (Innsbruck 1962, S. 129—133). Der Bozner Rundfunk verbreitete schon manches Stück aus Domanigs Werken. A. Hofers Abschied von seiner Frau aus Domanigs Trilogie, das Dolomitenspiel „König Laurin" und andere Proben aus seinen Dramen bewähren sich besonders als Hörspiele.

Sterzinger K.-Domanig-Feier 1951, „Dolomiten" 1951, Nr. 74, 75, 88, 1963, Nr. 281. Austrier-Blätter 1946, S. 94; 1951, S. 614/15, 690/94; 1959, S. 415.

Nachruf auf Josef Domanig, „Dolomiten" 1952, Nr. 130, 134.

6. Die Jugendschriftstellerin Maria Domanig (1884 bis 1940) und ihre „Sonnenland"-Bewegung (1912 bis 1939)

Unter den elf Kindern Karl Domanigs dürften die weiblichen die lebhaftesten literarischen, programmatischen und apologetischen Anlagen ererbt haben, vorab seine älteste Tochter Maria. Sie kam der Familie sozusagen als Christkindl, am 26. Dezember 1884, in der Pfarre Kritzendorf bei Wien zur Welt, besuchte die Volks- und Bürgerschule und schien für eine höhere Bildung bestimmt zu sein. Aber ihre arg in Anspruch genommene, zarte Mutter konnte im Haushalt, vorab bei den jüngeren Kindern, der Ältesten nicht entbehren. Diese bildete sich daher in Latein und Stenographie ebenso wie im Nähen und Schneidern daheim aus, vertiefte sich in Bildungsbücher und konnte schon ihrem Vater und dem Wiener „Gralbund" bei deren schriftlichen Verpflichtungen manches aushelfen.

Als sie ihrer durch solche Überarbeit angegriffenen Lunge wegen in der Meraner Gegend fast drei Jahre darniederlag, führte ihr ein priesterlicher Mitpatient die Notwendigkeit aus, endlich doch auch aufstrebenden Mädchen, die jetzt tatsächlich gar am Rand der drohendsten Erschütterungen Europas stünden, durch eine füh-

rende Zeitschrift Halt und Hort zu bieten. Maria Domanig und ihre Wiener Freundin Magda Lammasch, die Tochter des großen Rechtsgelehrten und Staatsmannes, hatten schon seit einiger Zeit einen solchen Plan als ihr „Sonnenland" für Mädchen, um deren Bildung sich zu kümmern der damaligen Gesellschaft noch nicht wichtig oder gar notwendig erschien, ausgehegt. Sie folgte daher freiwillig 1912 der Einladung der pädagogischen Stiftung Ludwig Auers in Donauwörth, ein vornehmgediegenes Zweiwochenblatt herauszugeben. Die neue Verlagsanstalt „Tyrolia" in Brixen war hiezu bereit, bat sich aber doch, angesichts des auszubrechenden Balkankrieges, eine kleine Unterstützung von etwa 500 K. von irgend einer Seite aus. Kardinal Dr. Gustav Piffl, der große Anhänger und Freund des Hauses Domanig, vermittelte beim österreichischen Unterrichtsminister. Aber dieser wurde eine Woche darauf selbst gestürzt.

Indes war das „Sonnenland" schon derart freudig begrüßt worden, daß es der zugesagten Subvention nicht mehr bedurfte. Maria Domanig wurde sich nun ihrer Aufgabe, Mutter zu sein, Mutter für viele Mädchen, ganz sicher. Das „Sonnenland" blieb ihre Welt, machte sie wunschlos glücklich. Schon als der Eucharistische Weltkongreß in Wien tagte und dabei Erzbischof Dr. Franz Bettinger-München, Abt Treuinfels-Marienberg, Hofrat Lammasch, Maler Philipp Schumacher und andere Persönlichkeiten des geistigen Lebens ihren Vater aufsuchten, konnte Maria ihre Pläne ausbreiten und weitreichende Unterstützungen ihrem „Sonnenland" sichern lassen. Ihr Aufenthalt verblieb nach dem Tode des Vaters und der Mutter zunächst in der Waitz- und „Tyrolia"-Stadt Brixen und dann in der schließlichen Zentrale Innsbruck, im „Marienheim" studierender Mädchen in der Maximilianstraße.

Dorthin kamen ihre Leserinnen, ihre „Sonnenland-Kinder" zu den innersten Aussprachen. Von dort aus gingen die unzähligen brieflichen Auskünfte, sofern solche nicht schon im Briefkasten der Zeitschrift abgegeben wurden. Darin entfaltete sie ihre Kraft und Leistung am reichsten und tiefsten. Da wurde sie wirklich zur „Sonnenland-Mutter". Ihre Grundlage zu einer solchen Lebensschulung hatte sie ja doch selbst bei ihren Eltern und ihren zehn nachfolgenden Geschwistern durchgemacht, nämlich die Kenntnis, jüngeres Menschenleben zu erfassen und ihm helfen zu lernen. Maria war erfüllt von jenem starken Familiensinn, den ihr Vater betätigte, den Seinen selbst vorlebte, und diente den heranreifenden Mädchen in solcher Begeisterungsfähigkeit, Selbstverständlichkeit und Treue, daß sie ohne eigentliche Organisation rasch eine ansehnliche „Sonnenland"-Gemeinde beisammen hielt und emporführte. Sie kannte dabei keine landschaftlichen oder staatlichen Grenzen, keine sozialen oder Bildungsunterschiede, keine konfessionellen Abstufungen, vielmehr alles, was den Weg zu höheren Lebensidealen, gar zu Gott führte, hielt sie ihren „Sonnenland-Kindern" behutsam, anschaulich und sinnvoll vor Augen.

Durch ihren Vater und ihre nächstjüngere Schwester Irmgard, die schon 1908 Lehrerin und nach glänzend bestandenen Prüfungen und ihrer Rückkehr aus Sankt Denis in Paris 1911 erstaunlich früh Untervorsteherin des k. k. Zivilmädchenpensionates in Wien geworden war, gewann Maria vielfältige praktische Einblicke und

manchen familiären Beitrag. Die Zahl und die Güte der Mitarbeiter am „Sonnenland" wuchs stark an. Ida v. Coudenhove-Görres, Helene Riesch, Else Hasse, Margarete Seemann, Elisabeth Lill, Jassy Torrund, Elsbeth Aschenbrenner, ihre engste Salzburger Freundin Marianne Zeller und andere entschieden fraulicherseits die Höhe und den Ruf der neuen Zeitschrift. Und das, was nun aus Maria Domanigs engstem Mädchenkreis selbst-schöpferisch dazuwuchs, wurde eine einzigartige Großfamilie, die über Österreich und den katholischen deutschen Sprachraum hinauswuchs. Maria Domanig sah zu gut die politischen Gefahren für ihre Mädchenwelt und ihr Blatt vorrücken, seit 1933 offen-bedrohlich. Was immer die „Sonnenland-Mutter" noch zu geben, tiefer zu festigen, zu erretten hatte, das opferte sie gerade in den letzten Jahrgängen bis 1938/39, als ihr Verlag schon „gleichgeschaltet" wurde und ihr selber das Äußerste drohte. In das letzte Septemberheft 1939 mußte sie, um sich weltanschaulich nicht ergeben zu müssen, die Weisung setzen: „Meinen Sonnenländerinnen! Mit diesem Heft erscheint unser Blatt zum letztenmal. Jeder von Euch danke ich für die Treue und das Vertrauen, das Ihr durch viele Jahre mir geschenkt habt. Ich vergesse Euch nie und, wenn ich einer von Euch noch helfen kann, wird mich jede bereit finden. Maria Domanig."

Das hielt sie auch, sich ausschöpfend bis zu ihrem letzten Atemzug. Ja, ihre Kräfte sanken dem Abgang zu. Schon zwei Jahre zuvor hatte sie ihren rechten Arm operieren lassen. Er versagte mehr und mehr und der Schreibtisch, von dem aus sie vieles geleistet und vielen geholfen, wurde ihr zur großen Qual, zum endlosen Opfern. Alles, was sie anderen getan hatte, schien nun gegen sie gerichtet zu werden. Wie vielen Mädchen hatte sie geholfen, auch mit eigenen Erträgnissen. Nun stand sie mittel- und hilflos da. Der Verlag war liquidiert, der Vertrag, daß ihr eine Pension sicher sei, zunichte gemacht worden. Wohl unterstützten sie ihre Geschwister auf jede nur mögliche, taktvolle Weise; aber es war ihr hart, annehmen zu müssen, wo als Zeitregenten Schmalhans und Bedrohung entschieden.

Die schaffensfreudige, selbständige, energische „Sonnenland-Mutter" mußte sich arg einengen und einschränken, schon des Arms und der Auslagen wegen. Selbst ihre große, klare, kraftstrotzende Schrift versagte. Maria Domanig wich schweren Herzens aus dem Innsbrucker „Marienheim" und ließ sich in Salzburg nieder, wo schließlich ihr Bruder Erwin, von der Front zurückgekehrt, als Arzt im Landeskrankenhaus wirkte. Ihre jüngste Schwester Luise, die selbst eine große Kinderzahl ihr eigen nennt und schon äußerlich am meisten der Mutter gleicht, betreute zuletzt die schwer heimgesuchte mütterliche Schwester Maria, damit selbst ein ergreifendes Beispiel und Vorbild für ihre Kinder gebend.

„Voll Dankbarkeit", erzählte Luise Domanig-Bsteh, „empfing sie alle Liebe, die sie auf ihrem Schmerzenslager umgab. Noch fünf Monate mußte sie schwerstes Leiden ertragen. Das Schlimmste war, immer wieder einen Tag erleben zu müssen: ‚... wenn ich auch alles aufopfere, aber es ist so schwer, wieder einen Tag beginnen zu müssen — ich kann fast nicht mehr!' Dann aber merkte man ihr nichts mehr an. Sie fragte nach allem und allen und interessierte sich sehr für das Zeitgeschehen.

Sie klagte nie und war so fröhlich, daß man darüber ihre Krankheit vergessen konnte. Sie wiederholte immer aufs neue: ‚Gott ist so gut!'

Einmal merkte sie, daß uns Tränen kamen, als wir ihre Schmerzen errieten. Da rief sie gar schelmisch: ‚O wie dumm seid Ihr alle!' In den letzten Tagen und Nächten stellte sich ein furchtbares Seelenleiden ein, das sie in eine Nacht der Verlassenheit stieß. Wir können es uns nur aus dem Opfern erklären. Sie wollte sich gänzlich hinopfern und der Herr nahm es an. Etwas vom Letzten, was sie klar und verständlich zu mir sagte, war: ‚Ich verstehe alles!'

Am 25. November, dem Tag der hl. Katharina, durfte sie in die ewige Ruhe und Freude eingehen. ‚Nichts, doch alles besitzend' — als Siegerin nach hartem Endkampf, ein Kind der Armut, Demut und Gottergebenheit, stand sie vor den Toren der Ewigkeit. Das Breviergebet ihres Todestages ruft der jungfräulichen Seele zu: ‚Komm, Braut Christi, nimm die Krone in Empfang, die der Herr Dir auf ewig bereitet hat.'" Ihre letzte Ruhestätte fand sie im Friedhof von St. Peter.

Maria Domanig hinterließ 28 Bände ihrer Zeitschrift, dazu fast ebensoviele Bändchen ihres niedlichen Kalenders und manche gedankenreiche, erzieherische, erbauliche Schrift in den Reihen ihrer „Sonnenland-Bücherei" und des Herz-Jesu-„Sendboten", z. B. „Kraft in der Stille". Sie war auch dabei stets auf gesunde Verinnerlichung dieser Literatur und deren heute ansprechende Ausstattung bedacht. Mit ihr schien zunächst der von ihr geschaffene „Sonnenland-Typ" für immer getötet worden zu sein. Und doch behielt sich noch manche „Sonnenländerin" von gestern fürs Leben, mindestens das Bild der zurückgezogenen, dunkelhaarigen Frau von mädchenhafter Gestalt, aber vollends mütterlich in Wort und Gehaben, jenes lebensverbundenen, zeitaufgeschlossenen Menschen mit festem, verinnerlichtem Antlitz, von wissenden, herzenswarmen Augen überstrahlt. Zu ihrem 10. und 20. Todestag rückte sich manche beachtliche Stimme der Anhänglichkeit und Dankbarkeit wieder in die Zeitung und den Rundfunk ein. Eine stattliche Zahl selbständiger Schriftstellerinnen ging nämlich aus dieser „Sonnenland-Bewegung" wirksam hervor. Ich nenne nur Tirolerinnen: A. M. Achenrainer, R. Gassner, die für ihre „Passio mystica" preisgekrönte G. Haffner-Theiner, M. Mühlgrabner-Kaesen, M. Mumelter-Thurmair, H. Oberhammer, M. Sonnleitner, M. Waldhart, A. Weth-Staud.

Es bleibt daher bedauerlich, daß nach dem zweiten Weltkrieg nicht mehr erreicht wurde, das „Sonnenland" fortzusetzen, seine Schriftenreihen und früheren Gruppen- und Sonnenlandbüchereien verschiedener Orte wieder aufzurichten. Zuerst schien es, daß eine der Nichten Maria Domanigs den Mut habe, die Zeitschrift ins Leben zurückzurufen. M. Mumelter wagte, einen neuen Band der „Sonnenland-Bücherei" folgen zu lassen. Aus dem alten Kreis waren aber doch schon zuviele selbst Mütter geworden. Keine jugendliche Persönlichkeit mit ähnlich reichen Verbindungen und dem Opfersinn der Begründerin setzte sich durch. Das arme Österreich, das zerstampfte Deutschland überließen daher dem Teenager-Typ die Vorbildlichkeit.

Die ungezählten „Sonnenland-Kinder" gesellten sich langsam zu jenen Enkeln Karl Domanigs, welche den Ertrag des Sterzingers als begeisterte Jugenderlebnisse

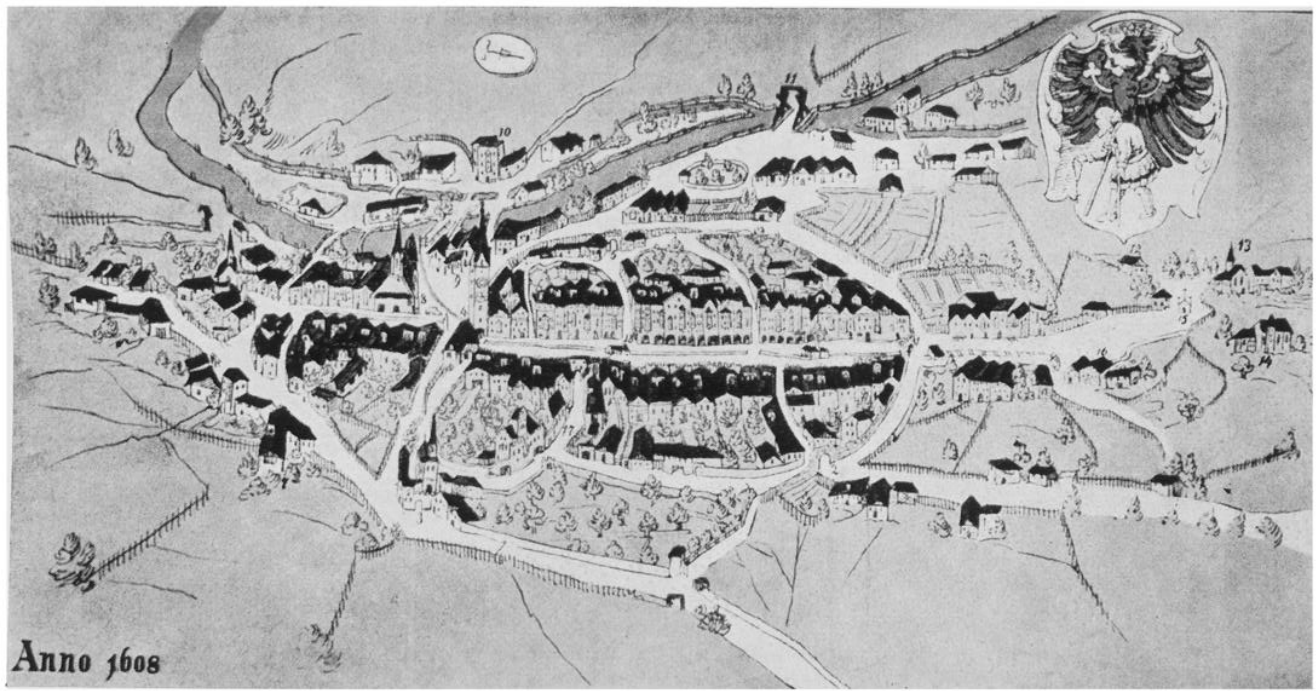


Bild 11: Stadtbild von Sterzing mit dem Stadtwappen (1608). Die Stadtpfarrkirche „Maria im Moos" ganz rechts stehend, Nr. 14; darüber das Deutsche Haus, Nr. 13; in der Mitte der Hauptstraße das Rathaus mit Theatersaal, Nr. 18.

nach einen erreichten Aufstieg noch in Ehren behalten. Wie viele Aufbauarbeit muß immer wieder aufs neue begonnen und geleistet werden! Die Sonnenlandbewegung soll wenigstens der Vergessenheit entrissen bleiben und als Samenkorn so oder so, da und dort weiterwirken. Über politische Grenzen hinweg! Wie schrieb die Neuerfüllerin magdlicher Jugend, Maria Domanig, mitten im ersten Weltkrieg noch über ihr Jahrhundert hinaus: „An allen Ecken und Enden hemmen die Grenzen. Wie sind wir von Mauern umgeben, die alles flutende Leben von Nation zu Nation aufhalten. Ist Leben nicht ein Empfangen und Geben? Es verdorrt, was sich beschränkt und einkapselt. Fruchtbarkeit braucht gleicherweise ein Einwurzeln in begrenzte Tiefen wie Ausdehnen in Weiten ... Alles Große ist für die ganze Menschheit gegeben."

Schrifttum

1. Von Maria Domanig geleitete und gestaltete Werke:

Unsere Dichter, Anthologie, Graz 1909.
Anthologie katholischer Erzähler, Ravensburg 1910.
Aus blühendem Garten, Gedichte, Innsbruck 1933.
Sonnenland, illustrierte Halbmonatschrift, Innsbruck 1912—1939.
Aus dem Tagewerk eines Arztes, Aufwärtsbroschüre, Köln 1913.
Die Jungfrau Maria, Marienleben 1914, 3. Aufl. 1923.
Große Liebe, Erzählungen, Regensburg 1915.
Tabernakelwacht, Graz 1915, 2. Aufl. 1919.
Im Rosengarten Unser Lieben Frau, Innsbruck 1915, 3. Aufl. 1923, 1929.
Heilandsworte, Innsbruck 1916, 3. Aufl. 1929.
Im Sonnenland, Sonnenlandbücherei, Innsbruck 1919ff.
Kreuzwegbüchlein, Innsbruck 1919.
Ein frohes Jahr, Kalender, Innsbruck 1924—1938.
Unser Heim in der Sonne, ein Buch der Freude und der Liebe, Innsbruck 1925.
Jungfräuliches Leben, Innsbruck 1926.
Kraft aus der Stille, Innsbruck 1931.
Frauendichtung der Zeit, 2 Bde., Innsbruck 1932, 1935.
Du, Briefe an ein junges Mädchen, Innsbruck 1935.
Der Rosenkranz, kurze Gedanken, Innsbruck 1937, 6. Aufl. 1952.

2. Veröffentlichungen über Maria Domanig:

Achenrainer A. M., M. Domanig, „Dolomiten" 1. 9. 1955, S. 5.
Dörrer A., Frühes Frauenschrifttum in Tirol, in: Wort im Gebirge X (Innsbruck 1962), S. 140.
Domanig Irmgard, Fügung und Führung, Erinnerungen an M. Domanig, die „Sonnenland-Mutter", Familienblatt und Missionsbote 45 (Techny, Illinois 1946), S. 338—349.
Guggenberg El. v., Maria Domanig, „Dolomiten" 1951, Nr. 88.
Herbert M., M. Domanig, Wochenschrift für kath. Lehrerinnen 36 (1926).
Motzko Alma, M. Domanig, Wiener Rundfunk, 21. 11. 1950.
Mühlgrabner M., M. Domanig zum Gedenken, Tiroler Rundfunk 1950; weiters in: Selig sind die Friedenswächter, kath. Frauen aus den letzten hundert Jahren, hrsg. von Gerta Krabbel, Münster i. W. 1949. Außerdem erschienen seit 1940 Nachrufe und Würdigungen in „Monika" (Donauwörth), „Die kath. Frau" (Augsburg) usw.; „Dolomiten" 1950, Nr. 271.
Österreichisches biographisches Lexikon 1815—1950, Bd. 1, Wien 1956, S. 193.
Sonnleitner M., M. Domanig, die „Sonnenland-Mutter", Licht des Lebens, Jg. 7 (Wien 1952), S. 8/9 mit Bild.

7. Gilm erinnert im Jahre 1843 Sterzing an dessen natürliche Schätze: Tirol in Sterzing

Vor 120 Jahren wand der Brunecker Kreisamtskonzipient Hermann von Gilm seinem Chef Josef Kern von Kernburg einen Sonettenkranz zum Abschied[25]. Darin sprach er „Sterzingen" an:

Du liebst die Fichten und die dunklen Föhren,
Ein grüner Wald ist deines Augs Entzücken,
Wir fragen dich noch einmal, wem gehören
Die schönen Bäume, die die Berge schmücken?

In jeder Brust muß sich das Herz empören,
Wie sie den Kranz, den duftenden, zerpflücken,
Die Tanne dort! Welch Flattern und welch Nicken?
Daß du nicht scheidest, will sie dich beschwören.

Sonst kommts dahin, daß uns die Enkel fluchen,
Wenn sie vergebens einen Zwergbaum suchen
Und ohne Holz im kalten Winter frieren.

Und unser Adler! Wahrlich, er ist eitel
Auf seinen immergrünen Zweig am Scheitel,
Auch unser Adler wird den Kranz behalten.

Ob Gilm die Volksbegriffe und Vergleiche von Holz, Hirn und Mark des Lebens und Gedeihens, voran die Wiederaufforstung abgeholzter, höchster Hänge als Lebensfragen der Bergsiedler, denen wir bei J. Hirn begegneten, geläufig waren? Jedenfalls haben seine poetisch zugespitzten kreisamtlichen Winke Sterzing den ärgsten Schaden an dessen Waldbesitz ersparen geholfen. Noch heute erfreuen sich unser Hochgebirgsstädtchen und Tirols Wappenadler mancher immergrünenden Zier und Gabe[26]. Gilm würde daher, dadurch aufgemuntert, heute wohl die erweiterte Bitte

[25] Vgl. H. v. Gilms Weg u. Weisen, hg. v. A. Dörrer, Innsbruck 1924, S. 84 ff. u. 262 ff. Gilms Bühnenspiele, von denen nur eines in diese Ausgabe aufgenommen werden konnte, erschienen erstmalig im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen", Bd. 152 (1927), S. 18 ff.; Bd. 157 (1930), S. 185 ff.; Bd. 158 (1930), S. 169 ff.; Bd. 160 (1951), S. 18 u. 167 ff.; weiter: H. Kemenater, H. v. Gilm und das Volkslied, Tiroler Heimatblätter 1955, S. 38 ff.; ders., Gilms Dichtung, eine Quelle echter Volkslieder, Alpenbote, Innsbruck 1957. Zum 100. Todestag Gilms 1964 wäre eine Auswahl-Ausgabe solcher volkstümlicher Dichtungen Gilms und deren Vertonungen am Platze, da diese seit langem mangelt und daher viele melodiösen tirolischen Schöpfungen dem Volksmund entschwunden sind.

[26] Sterzings Wappen aus dem Hochmittelalter zeigt den Tiroler Adler noch ohne lorbeergrünes Kränzlein, da die Stadt bereits vor Einfügen dieses Schmuckes in das Landeswappen das ihre erhalten hatte. Erst Kaiser Maximilian I., der Erbe des Herzogs Sigmund des Münzreichen, verlieh nämlich seinem geliebten Tirol ein solches Rang- und Ehrenzeichen, um es neben den Kurfürsten- und Herzogtümern des Reichs hervorzuheben. Dieses Ehrenzeichen fand in der Folge freilich recht ungleiche Beachtung durch tirolische Fürsten und ihr Volk bis herauf zu jenen denkwürdigen Tiroler Landtagen nach Abschluß des ersten und des zweiten Weltkrieges (1921 und 1946). In diesen wurde das Kränzlein als Auszeichnung dem Landeswappen wieder einverleibt und bestätigt, im Sinne der volksmäßig empfindenden Verfasser von „Des Tirolischen Adlers Immergrünendes Ehren-Kräntzel" des Grafen Franz Adam von Brandis (1678), von „Heiliger Ehren-Glantz der Gefürsten Graffschafft Tyrol" des Jakob Schmid (1732), „Marianisches Ehrenkränzlein" des gebürtigen Trensers Chrysanth Plattner (Konstanz 1762), eines Franziskaners, Hebräisten und Komponisten, und von den Schützen-

an die jetzigen Stadtväter und Gutsbesitzer wagen: Vergeßt nun auch die alten hochgemuten Stämme nicht, die Sterzings Volks- und Geistesleben wie selten die einer Bürgerschaft vor der weiteren und weitesten Welt zieren und ihnen erst recht heute, da so viele „Fremde" das Städtchen aufsuchen und gerade ob seiner Kultur und Kunst bewundern, den eigenen Enkeln und Urenkeln so vieles Erfreuliche, Rühmliche und Ersprießliche im eigenen Mark zusichern, um dieses Erbe in der Stadt selbst mit ihren Errungenschaften zu hüten, pflegen und fortzusetzen. Auch für diese Stämme Sterzings gleichwie für seine Maibäume von ehedem wiederholt sich die Erkenntnis Maria Domanigs für ein eigenes „Sonnenland": „Alles Große ist für die ganze Menschheit gegeben!"

Vieles von dem, was an Kräftigendem, Erhebendem und Verbindendem am Tiroler Volkstum und Landesbewußtsein gerühmt wurde, das nimmt man in der Kulturgeschichte Sterzings wiederholt beispielhaft, ja vorbildlich wahr. Es fand seine natürlichen, geistigen und wirtschaftlichen Ausgangspunkte schon in Sterzings Lage und Landschaft, Bergbau und Verkehr augenscheinlich begründet und läßt die erstarkten und ererbten in den heutigen Verhältnissen anpassend um- und fortgestalten. Am sichtbarsten treten jetzt die geistigen und wirtschaftlichen Unterschiede zwischen der Stadt Sterzing und ihren benachbarten Hochtälern und Übergängen zutage. Einst waren der Stadt aus dem Beisammensein viele Kraft, Ausdauer und Genügsamkeit, urwüchsige Begabungen und Entfaltungen zugewachsen. Jetzt beeinträchtigen die aufgetretenen Überbelastungen viele alte Häuslichkeit und Geselligkeit in den Dörfern, so daß dem städtischen Mittelpunkt, seinen gehobenen Bildungsmöglichkeiten und seinem Bestreben, diesen Hochsiedlungen die natürliche Zuführung Ruhe- und Erholungsbedürftiger zukommen zu lassen, von verschiedenen Einsichten aus zusteht, zunächst um den eigenen Zusammenhalt und natürlichen Ausgleich zwischen Paßverkehr und Bergscholle zeitgerecht fortzuführen. Sterzings Lage, Bedeutung und nächste Zukunft für sich und seine Anrainer in Nord und Süd mahnen daher die Gegenwart, den geistigen, charakterlichen und volkskulturellen Ausgleich in der Bevölkerung dieses Fünftälerbeckens nicht weiter auf- und abspalten zu lassen, sondern auch darin beispielgebend gemäß der Einsicht „Tirol in Sterzing" eher zu verstärken und als oberstes Sinn- und Mahnzeichen des Bergbollwerks für ein glücklicheres Europa zu vertiefen.

---

dichtungen des Al. Meßmer und H. v. Gilm (um 1840) bis herauf zu denen des A. v. Wallpach und Br. Willram (um 1915). Vgl. K. Fischnaler, Wappenbuch der Städte und Märkte der gefürsteten Grafschaft Tirol, Innsbruck 1894, S. 15, 136/138; ders., Die Wappen der Tal-, Stadt-, Markt- und Dorfgemeinden von Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1910, S. 8, Abb. 10; H. v. Wieser, Das Kleinod von Tirol, 208. Schlern-Schrift (1959), S. 141—153, mit weiteren Literaturangaben.

Südtirol[27]

Kennst du den Gau? Kein anderer ist ihm gleich
In Deutschland nicht und nicht in Österreich.
An Schönheit ist und Fruchtbarkeit kein Land
So wundervoll, so überreich.
Zwei große Völker reichen sich die Hand
Und zwei Naturen werden hier verwandt;
Des Gletschers Eis, der Fluren Üppigkeit,
Die haben hier den alten Streit vergessen.
Des Nordens Tann und Eiche messen
Sich mit des Südens Feigen und Zypressen.
Öl, Obst, Getreid und Weinbau weit und breit!
Vom Brenner ziehn und von der Malserheide
Eisack und Etsch ein Paradies entlang.
Am Rebgelände steht die Vogelweide,
Wo einst Herr Walther seine Lieder sang.
Noch klingt und singt es dort. Du kennst ihn wohl
An Deutschlands Kleid den goldnen Saum! Tirol.

[27] Nach dem Begriff von 1843 im Deutschen Bund vom Brenner und der Malser Heide bis zur Berner Klause von H. v. Gilm aufgefaßt, der selbst in sich deutsches und rätoromanisches Blut regen fühlte und dieses Südtirol vornehmlich von der ersten südländischen Landschaft Brixens aus gesehen hatte. Noch im 18. Jahrhundert hatten nämlich die eigenen Landstände Tirol als „das Herz des Deutschen Reiches und seine einzige Brücke nach Italien" bezeichnet und als solche bis tief in die Lebenszeit H. v. Gilms hinein betrachtet, wie selbst aus Gebeten, so der „Tyroler Heiligen-Litaney" (gedruckt in Bozen 1718), hervorgeht.